Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Rudolph und Julie

Bd.: 1

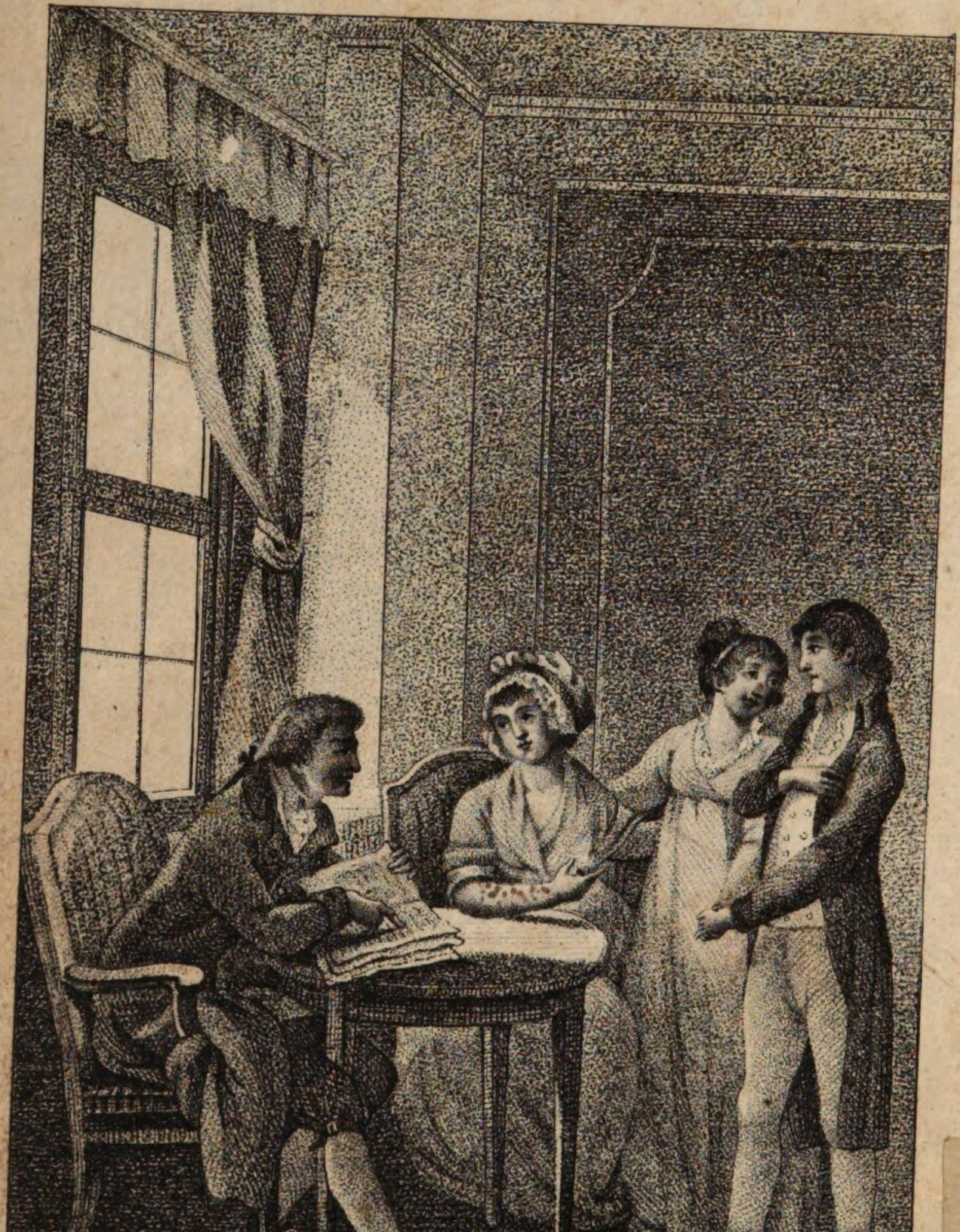
Halle [u.a.] 1801

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149c(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090197-3

Germ
149

atl. Bibliothek
egensburg
Germ. 149 c
(5

Germ. 149 III/117. 5



Rudolph und Julie.

Von

August Lafontaine.

Erster Theil.

Halle und Leipzig,
bei Johann Gottfried Ruff. 1801.

Germ.
KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
149

Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen.

Von

August Lafontaine.

Fünfter Theil.

Rudolph und Julie.

Halle und Leipzig,
bey Johann Gottfried Ruff. 1801.

Friedlich saß der Rath Grohmann bei seinem Freunde, dem Amtsrath Nolden, und sie redeten von den frohen Aussichten ihres Alters, von ihrer alten, langen, geprüften Freundschaft. Mit freundschaftlicher Wärme rechneten sie beide Einer des Andern Gefälligkeiten und Opfer her, die sie der Freundschaft gebracht hatten. Daß Du hier zu mir aus der Stadt aufs Dorf zogest, lieber Grohmann, sagte Nolden zärtlich: das war ein Freundschaftsstück. — Was ist denn Großes daran? erwiederte mit Wärme der Rath: mir war die Stadt zum Ekel. Wahr ists, meine Frau wollte nicht gern. Ich thats mir zu gefallen — Nun sehen Sie, sagte die Amtsräthin: es mag Ihnen Mühe genug gemacht haben, Ihre liebe Frau dazu zu bereden.

Hm! sagte der Rath, der seine Frau recht männlich beherrschte: das eben auch nicht.

Das muß sich eine Frau gefallen lassen, fiel der Amtsrath, seine Frau bedeutend, ein: denn, liebe Frau, die dem Manne zukommenden Rechte, und zwar die seines Weibes Person betreffen, besagen ausdrücklich, daß die Frau ihrem Manne folgen muß, wohin er zieht.

Das Recht hat der Teufel erdacht, fiel der Rath Grohmann mit krauser Stirn ein: es macht die Frau zu einer Leibeigenen. —

Das weiß ich doch nicht, sagte die Amtsräthin. Eine Frau muß ihren Mann unter allen Umständen begleiten. —

Außer wenn der Mann des Landes verwiesen wird, fiel der Amtsrath ein: wenigstens behaupten die besten Rechtsgelehrten, dann könne die Frau den Mann allein reisen lassen. Eine Frau, sagt Richter, kann wohl dazu admonirt aber nicht gezwungen werden. —

Gott bewahre uns vor solch einem Unglück, aber ich gienge mit Dir bis ans Ende der Welt, sagte die Frau zärtlich ihrem Manne die Hand reichend.

Hol der Henker die ganze Jurisprudenz! brummte Grohmann für sich, und sah durchs Fenster auf den Hof. Der Amtsrath küßte in der Stille seine Frau und dann wendete er sich mit einer Frage an seinen Freund, bis wieder eine juristische Untersuchung, die nie fehlte, dem Gespräche und dem Besuche Grohmanns ein Ende machte.

Und dies eben war der kitzliche Punkt in der Freundschaft der beiden Männer; denn der Amtsrath hatte dies Steckenpferd noch gar nicht lange. Er war durch einen Zufall dazu gekommen. Als Pächter eines großen adlichen Gutes verwickelte er sich durch die Güte, womit er die Unterthanen des Gutes behandelte, durch Unvorsichtigkeiten, die er aus Güte begieng, in eine Menge Prozesse, erst mit dem Edelmanne, dann mit den Bauern. Er war sehr reich. Fast überall war die wirkliche Gerechtigkeit auf seiner Seite, und so glaubte er sich über die formelle Gerechtigkeit wegsetzen zu können; allein die Advokaten seiner Gegner spielten ihm so übel mit, trieben ihn so in die

Enge, erregten ihm so viel Verdruß, brachten ihn um so beträchtliche Geldsummen, daß der Amtsrath mit dem Hasse, dessen sein gütiges Herz fähig war, die ganze Jurisprudenz und alle Juristen haßte. Er gab seine Pachtung auf, verschwor es je wieder einen Prozeß zu führen, und zog in die Stadt, um hier mit seinem Vermögen unabhängig zu leben.

Hier erneuerte er seine Bekanntschaft mit Grohmann, der mit ihm erzogen war und auf der Akademie sehr vertraut mit ihm gelebt hatte. Grohmann war ein heftiger Mann, der sich in die Verhältnisse des Lebens nie schicken gelernt hatte. Seine Eltern, die den einzigen Sohn verzogen, hatten ihn herrschsüchtig, heftig, befehlerisch gemacht. Alles sollte nach seinem Kopfe gehen, auch wie er in die Welt trat. Er fand nun überall Schwierigkeiten, machte sich Feinde, zog sich Verdruß zu, stieß überall an den Formen an und so fieng er an einen tiefen Widerwillen gegen die Conventionen des bürgerlichen Lebens zu fassen. Er nannte sie lästige Fesseln, die der

Aberglaube und ein allgemeines Unterdrückungs-system geschmiedet hätten. Er sprach viel von Freiheit. Rousseau war sein Freund, Diogenes sein Held. Die Juristen waren ihm am verhaßtesten, weil sie am meisten an Formen klebten. Uebrigens waren seine Hausgenossen bei seinem System nichts weniger als frei. Er war sehr Herr in seinem Hause.

In dieser Lage fanden sich die beiden Freunde wieder. Zu der alten Freundschaft kam nun noch ein neuer Anziehungspunkt, der Haß gegen die Juristen. Indeß blieb der Amtsrath nicht lange in der Stadt. Ein kleines adliches Gut, Reichenbach, sollte verkauft werden. Der Amtsrath, dessen Frau das Landleben liebte, kaufte es. Er wurde nun Gerichtsherr über ein Paar hundert Bauern, und um seinem Gerichtshalter, der eben nicht von Seiten der Gerechtigkeit, sondern mehr der Chikane berühmt war, auf die Finger zu sehen, seine Unterthanen aus den Klauen der Prozeßsucht zu retten, fieng der Amtsrath an ein wenig die Jurisprudenz zu studiren. So wurde er wirklich

dem Gerichtshalter furchtbar. Das spornte ihn an. Er studirte fort. Er fand Geschmack an dem Studium, arbeitete sich hinein, fand sogar das Gute, was die formelle Gerechtigkeitspflege hervorbringt, bald auf, und die Jurisprudenz wurde sein Steckenpferd. Er beurtheilte nun alles nach juristischen Grundsätzen, ließ den Gesetzen nicht einen Finger breit nehmen; er focht mit aller Hitze gegen Frau und Freund für das Recht, und handelte, wie er sonst gewohnt war, nach den sanften, schönen Gefühlen seines Herzens. Er endigte jeden Prozeß, den er führen mußte, durch die allerbilligsten Vergleiche, und gab sogar von seinem unbezweifeltsten Rechte gern, unaufgefodert nach; allein ein Prozeß, der mit allen möglichen Chikanen geführt, verzögert, erneuert wurde, war für ihn der höchste Genuß, wenn er ihn lesen konnte.

Ehe er so weit kam, zog der Rath Grohmann zu ihm nach Reichenbach, in ein ehemaliges adliches Witwenhaus. Nach und nach rückte denn der Amtsrath mit seinem Steckenpferde

hervor, und das gab denn zu manchen empfindlichen Scenen zwischen beiden Freunden Anlaß. Grohmann wurde jetzt eben so eifrig für Freiheit, Cynismus und Singularitat, als Nolden es für alles Positive war, und das Seltsamste dabei war, daß Nolden, der zum Beispiel mit großer Heftigkeit für die Herrschaft des Mannes über die Frau stritt, seine Frau mit einer Zartheit, die sehr weit gieng, behandelte; Grohmann hingegen für die volle Unabhängigkeit der Frau von dem Manne eben so heftig stritt, und den Herrn seines Hauses im hohen Grade machte.

Die beiden Freunde waren reich. Der Amtsrath hatte eine Tochter, ein sanftes liebes Geschöpf, Grohmann einen Sohn, dem er jedesmal, wenn er von Nolden und dessen positiven Aussprüchen des Rechts kam, eine Vorlesung über den Diogenes hielt, und die Beweise, daß der ehrliche Mann das Recht und die Verpflichtung habe den Sonderling nach eigenem Gutdünken zu machen, aus Verdruß übertrieb. Der Bursche, der so viel

davon verstand, daß ein Mensch dem andern nichts zu befehlen habe, war also eine sehr wilde Hummel, that was ihm einfiel, und er hatte, da er ein lebhafter Kopf war, Einfälle die toll genug waren. Da aber auch sein Vater zuweilen mehr Vater war, als Nolden es ihm sogar nach dem römischen Recht würde erlaubt haben, so war der Knabe in der Presse zwischen den freien Grundsätzen und dem despotischen Charakter seines Vaters, und diese doppelte Erziehungsmethode des Vaters machte den Sohn auch zu einem doppelseitigen Wesen, zum Glück, ohne sein Herz zu verderben, dessen Schutz seine gute Mutter und Noldens Tochter war.

Diese beiden Kinder waren von den Eltern halb und halb für einander bestimmt. Zwar schien es anfangs nicht, daß die sanfte Julie den wilden Rudolph würde lieben lernen. Es wäre Schade, sagte der Amtsrath, wenn die Leutchen unsre Wünsche nicht erfüllen sollten; indeß, denk ich, solls schon helfen, was wir thun. Zureden hilft.

Seufzend sagte die Amtsräthin, deren einzige Schwester sich hatte von ihren Eltern in eine unglückliche Ehe hineinreden lassen: Nur nicht zureden, lieber Mann; das ist vor Gott und Menschen nicht recht.

Recht? rief der Amtsrath, und stellte sich mitten in das Zimmer. Frau, ich bitte dich. Ich rede ganze Tage besonders von diesem Punkte der våterlichen Gewalt über die Kinder. Du solltest doch wissen, wodurch eine Ehe, sowohl nach dem römischen Recht (das der Teufel hole! brummte Grohmann) als nach dem teutschen (ist nicht besser, brummte Grohmann wieder) null und nichtig wird. Aber du giebst nicht Acht. Das einzige juristische Buch, lieber Freund, so wendete er sich sanfter an Grohmann, das sie mit Aufmerksamkeit angehört hat, ist Müllers Recht der Liebesbriefe, und zwar des Titels wegen.

Aber zum Teufel! rief Grohmann erstaunt: ziehn denn die Juristen auch die Liebesbriefe in ihr Gebiet? — Stolz sagte der Amtsrath: ich versichre dich, Grohmann, es ist auch nicht

eine Kleinigkeit im Rechte vergessen, und will Julchen einmal Liebesbriefe schreiben, versteht sich an Deinen Sohn, so soll sie's aus dem Müller lernen. Die Amtsräthin lächelte, denn Müllers Burgheim war eben ihre Lektüre. Nun erhob sich ein Streit zwischen den beiden Freunden über die väterliche Gewalt bei der Verheyrathung der Kinder, bei dem Grohmann die Partei der Kinder, sein Freund die der Väter nahm. Der Amtsrath führte zehn Schriftsteller in einem Athem an, Grohmann nannte sie alle Narren, die Amtsräthin milderte dadurch, daß sie sich bald auf Grohmanns bald auf ihres Mannes Seite schlug, wenn jeder von ihnen am erbittertsten war, die Hitze des Streits, und wie wieder Ruhe war, sagte sie: lieber Mann, wenn nun Julchen einen jungen guten Menschen liebte, herzlich liebte —

Nichts, nichts, Frau! hülfe nichts! —

Wenn sie nun mit ihrer Freundlichkeit käme, Dir um den Hals fiele, und sagte: Liebster Vater —

Alles nichts! Ich sagte nein! was will sie machen? —

Lieber Gott! das Kind ist's nicht gewohnt, daß Du ihr nein sagst. Das Herz würde ihr brechen.

Ei Frau, ich sagte ihr die Gründe dazu, erwiederte der Amtsrath sanfter.

Und wenn sie gern gehorchen wollte, und nicht könnte, und wenn ihr die Augen voll Thränen, die Brust voll stillen Schmerzes stände, wenn sie bleich und abgezehrt von Gram, und Julchen, glaub Du mir, würde es nicht lange machen, wenn sie nun so hinwelkte und stürbe —

Der Amtsrath sah seine Frau wehmüthig an. Frau, rief er seine Arme gegen sie ausbreitend: das weiß Gott, mir wird angst und bange, wenn ich das mir denke; das arme Kind, unglücklich will ich sie nicht machen.

Siehst Du, lieber Mann, sagte die Amtsräthin wehmüthig lächelnd: ich glaube, wie der erste Rechtsgelehrte das Wort väterliche Gewalt hinschrieb, da dachte er an einen Vater, wie

Du bist, mit einer Thräne in dem Auge, und mit der segnenden Liebe in der Brust gegen sein Kind. Denn das ist die wahre Vatergewalt.

Wie gesagt, so wendete sich der Amtsrath sanft an Grohmann: es sollte mir nahe gehen, wenn Julchen oder Dein Sohn einmal nicht wollten. Lieber Gott! und doch wäre es möglich.

Ich sage Dir, hob Grohmann freundschaftlich warm, seine Grundsätze vergessend, an: es ist so gut, als ob sie schon Frau und Mann wären. Denn mein Junge, Gott möchte ihm gnädig seyn, wenn er nur ein Widerwort hätte. Er soll! er muß!

Er wird auch wollen, sagte die Amtsräthin. Die Liebe wird unsre Wünsche gewiß erfüllen, und sie werden, ohne daß sie einen von den beiden Müllers kennen, schon Liebesbriefe schreiben, die recht und schön sind: dafür stehe ich Dir, lieber Mann.

Mancher Leser, der bei sich einen solchen Widerstreit des Willens und des Verstandes,

wie bei diesen beiden Männern, nicht bemerkt, könnte das leicht für unwahrscheinlich halten; allein der Verfasser dieses Buchs ist bei sich völlig überzeugt, daß diese Inkonsequenz bei den Menschen häufiger anzutreffen ist, als unsere Eitelkeit uns gern überreden möchte, und was noch mehr sagen will, daß wir dieser Inkonsequenz einen großen Theil des Guten, das auf der Erde ist, zu danken haben, troß dem was die Philosophen und Moralisten gegen dieses Gute auf der Erde sagen können, und würden, wenn sie dieses låsen. Rein philosophische Moralprinzipien sind eine schöne Sache, nur nicht die Hauptsache, sonst müßten alle Moralphilosophen die edelsten Menschen seyn. Ueber die rauhesten Stellen unsers Lebens hilft uns oft nichts sicherer weg als die Sitte, die Mode, die eingeführte Lebensart, als ein tugendhafter Instinkt, von dem wir uns selbst keine Rechenschaft geben können. Der Mensch würde oft nicht zittern ein Herz zu verwunden, aber er scheut, sich unhöflich, unartig zu heissen; das ist seine Tugend. Er würde

tausend Verbrechen begehen, wenn er hoffen könnte, daß sie nicht bekannt werden würden, und die Tugend eines Mannes von den reinsten Grundsätzen besteht oft in nichts mehr als in tugendhaften Entschlüssen für sich selbst, und in einer strengen Kritik fremder Vergehungen. Ist das Herz besser als der Kopf; so thun wir das Gute ohne es zu achten, und ist der Kopf besser als das Herz; so lassen wir das Böse, ohne es zu hassen, und kommt dies nicht auf Eins? Ein System allein thut es nicht, ein tugendhaftes Gefühl ohne Grundsätze auch nicht, und wie selten sind die Menschen, bei denen Herz und Kopf eins sind!

Grohmann und Nolden waren gute Menschen. Der zu weiche Nolden wurde stärker durch das harte juristische System, und Grohmanns harter Charakter wurde milder durch seine zu weit getriebenen Grundsätze von der Freiheit des Menschen. So half hier der Kopf dem Herzen, das Herz dem Kopfe, und beide wurden gute Menschen, und die Amtsräthin, die wie alle Weiber gegen jede Meinung über Ideen,

nur nicht über einzelne Menschen, tolerant war, stand wie ein guter Geist zwischen den streitenden Männern, und nahm durch Lächeln, Fragen, Erklären, jedem Stoße seine rauhe Gewalt, und führte in der Stille das aus, was die Männer nur wünschten, die Verbindung ihrer Kinder.

Sie zog den kleinen, ungeduldigen Rudolph bald an sich. Er hielt sich nirgend lieber auf, als unter den wildesten Bauerknaben, und da, wo ein recht hohes Krähennest zu erklettern war. Seht ihr, rief er dann den in die Höhe starrenden Knaben von oben zu: ich könnte es ausnehmen, aber ich will nicht! Diesen wilden Burschen zog die Amtsräthin anfangs durch Bewunderung seiner Sprünge über Graben, dann durch Erzählungen von Riesen und Rittern, an sich und die kleine Julie. Er blieb, weil ihn die Brücken von dünnem, glühenden Draht anzogen, und die Drehthürme voll zerschneidender Sensen an den Thüren, über und in welche edle Ritter, um ihr Wort zu halten, muthig und den Tod verachtend, auf sich und ihren Muth trauend, stürmten.

Nach und nach mahlte die Amtsräthin das häusliche Glück, die genußreiche Ruhe arkadischer Schäfer immer mehr aus, und stellte neben einen Ritter, der ganze Heere mordete, einen Schäfer, der einem Manne sein Lamm suchte, einen müden Greis durch einen Wald trug, einen Baum, dessen Wurzeln der wilde Gießbach von Erde entblößt hatte, wieder mit Erde bedeckte, und einem Greise, der gewohnt war in seinem Schatten zu sitzen, die letzten Tage des Lebens versüßte, dem Wandrer einen Brunnen grub, und ihn mit schattenden Bäumen umpflanzte; und der Knabe wußte zuletzt kaum mehr, ob es nicht besser sey, einen Fruchtbaum zu pflanzen, als ein Land zu erobern.

Neben dem Zweifelnden saß Julie, das große blaue Auge in eine Thräne genezt, er sah das nasse Auge und er entschied für den Fruchtbaum. Rudolph lernte lesen, und wiederum bei Amtsraths. Sein Vater sagte: er solls lernen, wenn er will. Der Knabe wollte nicht, und zuweilen mißhandelte ihn sein Vater in der Hitze, daß er es nicht lernte. Die Amts-

räthin

räthin zeigte ihm Kupfer, erzählte ihm die Geschichten derselben, las ihm sogar vor, ließ Julien lesen, und Rudolph schämte sich etwas nicht zu können, das ihm die Amtsräthin als sehr schwer gerühmt hatte. Sieh, das ist so ein Drehthurm, Rudolph, sagte sie. Hast Du Herz, so spring hinein. Der Knabe sprang hinein. Er lernte acht Tage lang unablässig für sich lesen, und las endlich sehr bald fertig, während die beiden Väter mit einander über die Verpflichtung der Eltern die Kinder zu erziehen stritten, und Grohmann sich schwer ärgerte, daß sein Freund bei dieser Gelegenheit behauptete, den legitimen Kindern wäre der Vater eine andere Erziehung, einen andern Unterhalt sogar, schuldig als den natürlichen, wozu er Surdi Traktat von der Erziehung der Kinder anführte.

Rudolph war nämlich ein durch die nachfolgende Heyrath seiner Eltern legitimirtes Kind. Grohmann freute sich darüber als über eine Abweichung von der gewöhnlichen Form. Nolden aber, der den Knaben sehr

lieb hatte, und bei allen Stunden der Ruhe nicht daran dachte, daß er ein Jahr vor der Kopulation gebohren war, fand das im Streit allemal ein wenig bedenklich, und ließ sichs durchaus nicht abstreiten daß eine solche Geburt doch eine levis macula des Knaben sey.

Was thuts ihm denn? rief Grohmann. Sag doch. —

Was es thut? sagte Nolden bedenklich. —

Ja, rief Grohmann hitziger: da stehst Du nun, und weißt nichts.

Hm! antwortete Nolden, ein wenig empfindlich, daß er sein Schweigen für eine schimpfliche Flucht hielt. Er schlug also die Reichskammergerichtsordnung auf, und las vor: desgleichen sollen die Beisitzer des Reichskammergerichts alle rechter natürlicher ehlicher Geburt seyn. Du siehst also: Reichskammergerichtsrath kann Rudolph nicht werden. Das ärgerte Grohmann, ob er gleich lieber seinen Sohn zu einem Schuhflicker gemacht haben würde als zu einem Reichshofrath, so sehr

haßte er den langsamen Gang dieses Gerichts. Er sprang auf, und rief: also ehrlos hälst Du meinen Jungen?

Das thu ich nicht, sagte Nolden gutmüthig: denn er ist ein Mantelkind.

Das heißt? fragte Grohmann.

Er ist durch die nachfolgende Ehe seiner Eltern legitimirt; also nicht ehrlos. Ehrlos sind nur nach dem deutschen Rechte erstlich: —

Alle Schurken sind ehrlos, rief Grohmann hitzig: und dazu hat das deutsche Recht nichts zu sagen. Selbst das Wort deutsches Recht ist Raserei: ich kenne nur ein Recht, das Recht der Vernunft, und das gilt überall, nur hier in Deinem Hause nicht.

Es gilt hier so gut als in Deinem Hause, sagte Nolden höchst empfindlich. Aber es ist nicht meine Schuld, wenn das deutsche Recht Ausnahmen macht, da obenein von Jahr zu Jahr der Ausnahmen weniger werden. Das deutsche Recht wird klüger, je älter es wird. Sind nicht schon Leinweber, Bader, Schäfer, Müller, Pfeifer, Sänger, die alle

sonst unehrlich waren, wieder ehrlich? Müssen nicht die Zünfte die Kinder der Land- Gerichts- und Stadtknechte, der Nachtwächter, Todtengräber, Bettelvögte jetzt als ehrlich annehmen, und die Königskinder eben so gut?

Grohmann war schon halb besänftigt. Er fragte also ruhiger: Königskinder? wen meinst Du damit?

Nolden beruhigt durch seines Freundes Ton, erröthete und wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich aber mußte ers doch sagen, daß die unehlichen Kinder so hießen. Da aber ergriff Grohmann seinen Hut und gieng mit einem derben Fluche nach Hause.

So gieng das oft; aber immer trat die sanfte Amtsräthin mit ihrer besänftigenden Feinheit zwischen die streitenden Männer, und knüpfte die gebrochne Freundschaft wieder an, denn sie wußte, daß beide nicht ohne einander leben konnten. Unter eben diesem wohlthätigen Schutze der gütigen Mutter entfaltete sich auch die Liebe der beiden Kinder gegen einan-

der immer mehr, reiner und zarter, und auch hier hatte sie gegen die beiden Männer zu kämpfen, die beide alles thaten, wodurch die Herzen der Kinder so leicht um ihre Unschuld gebracht werden konnten.

Grohmann, ob er gleich seiner Frau sehr treu war, redete der Polygamie oft das Wort, bloß weil Nolden die Monogamie vertheidigte, und Nolden, wenn seine Frau die innigste Liebe als den Zweck der Ehe angab, rief: Du bist auf unrechtem Wege, Herzensfrau; Erzeugung der Kinder ist der einzige Zweck der Ehe. Nichts weiter! und dann fieng er an, in seiner Tochter Gegenwart, den Unterschied zwischen dieser und der jungfräulichen Ehe (quasi-conjugium) aus einander zu setzen, und seine Frau, die wußte, daß man ihm hier nicht widersprechen durfte, mußte entweder ihre Tochter wegschaffen, oder das Gespräch schnell beendigen, und diese Kunst verstand sie, und da Nolden, wie fast alle Juristen, halb Latein redete, so war die Gefahr für Julien so groß nicht.

Desto größer aber war die Gefahr für den wilden Rudolph, dem sein Vater in sehr verständlichem Deutsch, und mit den derbesten Worten die allerseltsamsten Dinge, an die er selbst nicht glaubte, aufredete, und bloß aus dem Geiste des Widerspruchs gegen Nolden. Nolden wollte alle Menschen in die zwängenden Gränzen des Herkommens, der Gebräuche oder Gesetze einspannen, und Grohmann ließ seinen Sohn unbedenklich über jede Grenzlinie des Schicklichen wegspringen. In seiner Lektüre, und er las viel, zeichnete er alles was je ein Tollkopf, ein Wagehals unternommen hatte, als groß und ehrenvoll aus, las es Rudolph vor, und machte der oder seine Mutter einen Einwurf, so rief er: ei es war doch ein Mensch der sich fühlte, der Kraft und Herz hatte in der Brust, kein Träumer, kein Papagai, der nachredet und nachhandelt was er reden hört und thun sieht. Es war ein Mensch, ein wahrer Mensch, der sich den Henker um die Meinungen der schulgerechten Narren schor, ein Mensch, der

sich auf der Erde, wie in seinem Eigenthum befand. Freilich ein Kammerjunker wäre nicht aus ihm geworden, und kein Reichskammerrath; aber ein Kolumbus saß in ihm, ein Las Casas, ein [redacted], ein Alexander, ein Curtius, eine Seele, die dazu gehört, wenn Gott einmahl den faulen See der Menschheit, der von langem Stehen stinkend wird, durcharbeiten will.

Bei diesen Nahmen funkelten Rudolphs Augen. Wäre Grohmann von einem Streite mit seinem Freunde erhitzt gewesen, er hätte seinem Sohne unter diesen großen Nahmen auch die Nahmen der Pizarros, der Attilas und der Timurs genannt. Und das that er oft genug; ein Glück, daß die Amtsräthin diese Männer auch kannte, und die Kunst zu mahlen besser verstand als der hitzige Vater des Knaben.

Die Amtsräthin, die ihrer geliebten Tochter Mann in dem Knaben zu erziehen hatte, glaubte nicht zu viel thun zu können, um des Vaters Erziehung bei Rudolphen unschädlich

zu machen, und wie denn das unter Menschen geht, sie übertrieb ein wenig was sie zu thun für nöthig fand, und da sie obenein die Erziehung studirt hatte, so (wer hätte es anders bemerken können als die Kinder?) sagte sie den Kindern, daß, wie und warum sie erzog. Sie hätte gern den Knaben zu einem Grandison gemacht, und es gelang ihr auch in einem gewissen Sinne. Sie goß dem Knaben den edelsten Stolz, die erhabensten Gefühle von Gerechtigkeit, Edelmuth, Aufopferung, Treue in die Seele, und um ihre Tochter vor der formellen Einseitigkeit ihres Mannes zu bewahren, das sie in der That nicht nöthig gehabt hätte, erzog sie sie ein wenig zu sehr romantisch, zu empfindsam, zu groß für die Verhältnisse ihres Lebens, und so glaubte sie die beiden theuren Geschöpfe gegen die Thorheiten der Männer zu sichern. Bei Julien gieng das gut. Sie wurde ein edles, sanftes, gütiges Wesen, dessen übertriebene Größe durch die natürliche Sanftmuth ihres Herzens bis zu einer schönen

Standhaftigkeit gemildert wurde. Rudolph aber erhielt einen doppelten, dem Anscheine nach sich widersprechenden Charakter. Er drückte sich derb aus, sogar oft platt, wie sein Vater. Er fühlte alles stark und innig, drückte sich aber possenhaft, seltsam, und mit Lachen über seine eigenen Gefühle aus. Er sah alle Dinge von zwei Seiten, von einer erhabenen und einer lächerlichen Seite, und das gab ihm einen seltsamen Humor. Er war ein wenig renomistisch, gemein, troz allem was die Amtsräthin dagegen that, ein Wag- hals, ein lustiger Bruder, der das Vergnü- gen überall suchte, und überall zu finden wuß- te, und wenn er hinein kam, es ohne Scheu genoß. Er achtete nichts wenn er sich un- schuldig wußte, weder den bösen Schein, noch die Meinungen der Menschen von sich. Er achtete sie so wenig, daß er zuweilen in einem Anfalle von dem väterlichen Cynismus den Schein eines Wildfangs annahm, nur um andern so zu scheinen.

So bildete sich nach und nach der Charakter des Jünglings aus, aber schon längst hatte sich seine Liebe zu Julien gebildet; die jungen Leute waren täglich beisammen, als Kinder den größten Theil des Tages in den Spielen des allerunschuldigsten Vertrauens. Wie sie größer wurden, mehr unter der Aufsicht der Mutter Juliens, und jetzt mit Bewilligung der Mutter, schworen sie sich ewige, treue, unvergängliche Freundschaft im Leben und im Sterben. Die Mutter gab den Empfindungen der Kinder den Nahmen Freundschaft, um den Nahmen Liebe zu umgehen, den sie zu gefährlich hielt, weil er Gefühle früher hätte wecken können, als sie wollte, und in diesem Falle war sie sicher, daß weder ihr Mann noch Rudolphs Vater den Kindern je entdecken würden, was sie sich einst den andern seyn sollten, Mann und Weib.

Laßt, sagte die Amtsräthin, die Kinder in ihrer Unschuld dahin gehen. Wir wünschen, daß sie einmal Mann und Weib werden, die

Natur wird unsern Wunsch erfüllen. Sagen wir ihnen, ihr sollt euch einmahl heyrathen, so —

Hm! rief Grohmann: wer kann denn einem Menschen sagen: du sollst das Mädchen heyrathen! —

Wer das kann? erwiederte Nolden: den Eltern, nahmentlich dem Vater, steht das Recht zu, so wohl nach den positiven Gesetzen, als auch, worauf Du Dich immer berufst, nach dem Naturrecht, zu sagen: den und den sollst du heyrathen. —

So hole der Henker das Naturrecht auch, wenn es das sagt! Genug ich sage meinem Jungen im Leben nicht, heyrathe die oder die! fühlt er den Geschlechtstrieb, so wird er ihn befriedigen. Das ist meine Sache nicht. —

Pfui, Herr Rath. —

Ei was Pfui! sagen Sie zur Natur Pfui, liebe Frau. Ich habe den Menschen nicht geschaffen. Aber so viel weiß ich. Ich spreche das Wort Heyrath bei meinem Jungen

nicht aus. Will er Julchen, so ists gut; will er sie aber nicht so — er hat seinen Willen. —

Eben so wenig das Wort Liebe, sagte die Amtsräthin.

Liebe! Narrenpossen! Ich werde meinem Jungen keine Fabeln aufhängen. Liebe! Sie wissen so gut was Liebe ist als ich, der mit albernen Romanfratzen aufgeputzte Geschlechtstrieb. Was geht mich das an? Die Natur wird ihn schon darüber verständigen, wenns Zeit ist. Wenn das Ihre Angst ist, liebe Frau, so gebe ich Ihnen mein Wort, er soll Liebe niemahls von mir nennen hören.

Liebe! Liebe! Herzensfrau, sagte Nolden. Wie oft muß ich Dir sagen, daß dies Wort gar keinen Sinn hat, und haben kann, weil doch unter allen Juristen einer im Titel vom Ehestande darauf Rücksicht genommen haben müßte. —

Ha! ha! ha! rief Grohmann, worauf haben denn die Rücksicht genommen? Zwar hier hast du Recht, zufällig.

Die Amtsräthin faßte ihres Mannes Hand, drückte sie an ihre Lippen, und er zog sie zärtlich an seine Brust. O Du geliebte Frau! sagte er zärtlich. Wie dem aber auch sey, setzte er etwas verwirrt hinzu: so gibt diese Liebe weder uns, noch den Kindern Rechte, und wollte ich ihnen sagen, ihr sollt euch einmahl heyrathen, das wäre wahrhaftig leere Aehren dreschen; denn ihr Versprechen gilt so wenig jetzt als unser Befehl. Wären sie auch mannbar, so hülfe unser Sagen eben so wenig; denn die Regel: Anwerbung macht keine Verbindung, gilt in ganz Deutschland. Du siehst also, ich sage kein Wort, weil ich es nicht sagen kann.

Die Amtsräthin war also sicher, daß die Kinder nichts erfahren würden, und so erhielt sie dieselben in dem Glauben, daß sie sich nicht mehr wären als Orestes und Pylades, und die andern gepriesenen Freunde des Alterthums. In diesem erhabenen Freundschaftsgefühle wollte sie sie erhalten bis Rudolph von Hause wegkäme. Aber hier fand sie die erste Schwie-

rigkeit. Denn Grohmann war durchaus nicht zu bereden seinen Sohn zu irgend einem Stande zu bestimmen, als zu dem Stande eines Oekonomen, und das, setzte er hinzu: lernt er hier am besten. Nolden redete sich alle Tage matt und müde, daß der Junge wenigstens die Landesgesetze wissen müsse, wenn er auch nicht bestimmt Jura studiren sollte. Die Amtsräthin machte den Vater aufmerksam, daß ein junger Mensch in die Welt müsse. —

Warum?

Damit er sich unter Menschen abschleift, dieser heftige, wilde, herrschsüchtige Charakter.

Das eben soll er nicht, betheuerte Grohmann mit einem derben Fluche.

Daß er tolerant wird, die Menschen behandeln lernt.

Soll er nicht. Denn diese Toleranz, die man so sehr rühmt, ist entweder Gleichgültigkeit gegen Menschenwohl, oder Egoismus. Der Teufel ist tolerant gegen die Narrheiten

des Menschen; mein Junge soll den Muth und auch den Willen haben einem Narren oder Schurken zu sagen: Narr und Schurke! Und was das Menschenbehandeln anbetrifft, Frau Amtsräthin, sehen Sie, dafür gebe ich nicht einen Heller. Wer die Menschen nicht fürchtet, versteht sie auch zu behandeln.

Aber mein Gott, er soll doch etwas lernen, Herr Rath.

Ja, und etwas Rechts, dafür steh ich Ihnen. Er soll lernen gerecht seyn gegen alle Menschen, dann brauchts der Juristerei nicht, und der Theologie kann er auch entbehren. Er soll lernen den Tod nicht scheuen, und so kann er der Aerzte entbehren. Ein Kompendium der Philosophie soll er nie vor die Augen bringen. Denn einen dummen Teufel hat noch keine Logik klug, aber wohl zuweilen einen gescheidten Mann zum Narren gemacht. Kurz ein Gelehrter soll mein Sohn nicht werden, sondern ein Mensch, ein ehrlicher, ein treuer, ein muthiger, ein gescheidter Mensch

soll er werden, und dazu bedarf er der vier Fakultäten nicht. Sitzt ein Dichter in ihm, und hier die Natur, worin er lebt, und die Freiheit, worin ich ihn leben lasse, bringt den nicht hervor, so wird es die Aesthetik eben so wenig thun. Mathematik, die lernt er hier beim Prediger, und das ist die Thüre zur Physik. In der Naturgeschichte habe ich den Büffon, und die Geschichte, die jeder Mensch wissen sollte, nicht die französische oder Reichsgeschichte, sondern die Geschichte des Menschengeschlechts, die mag es für sich treiben, und das thut er, und damit ists Lied am Ende. Will er den gelehrten Kram wissen, so mag er ihn lernen; aber von Hause soll er nicht, und einen Hofmeister soll er noch weniger haben. Die Natur wäre doch gewaltig armselig, wenn sie auf Akademien und Hofmeister bei dem Könige der Erde, dem Menschen, hätte rechnen müssen. Kurz und gut, wenn der Junge einmahl stirbt, so soll er sagen, ich bin ein Mensch gewesen! und wer das sagen kann hat genug gesagt.

Alles

Alles zugegeben, sagte die Amtsräthin lächelnd: aber gerade um ihn zu einem sittlichen Wesen zu machen, um seine sittlichen und geistigen Kräfte in Bewegung zu bringen und zu stärken, muß er unter Menschen, und sollte er auch nur lernen wie viel Thorheit unter den Menschen herrscht.

Hm, sagte Grohmann satyrisch: da hat er noch viel an uns zu lernen. Aber ist er erst erwachsen, und er will auf dieser närrischen Kugel ein paar Jahr umher laufen, so soll mirs recht seyn.

Darauf mußte er denn wenigstens der Amtsräthin die Hand geben, was er auch gern that, weil ihm eben einfiel, daß er seine Sonderbarkeit noch mehr auszeichnen könne, wenn er seinen Sohn zu Fuß, ohne viel Geld, ohne alle Vorbereitung, eine große Reise auf gut Glück könne machen lassen. An diesem Plane hatte der Geist des Widerspruchs, den Nolden so eifrig nährte, einen großen Antheil.

Die Amtsräthin that so viel sich thun ließ. Sie steckte sich hinter Julien um Rudolphen zum Lateinlernen zu bereden, und es gelang. Rudolph lernte bei dem Prediger, der ein verständiger Mann war, latein, und, da man den Knaben nicht durch die Grammatik abschrecken durfte, ohne die gewöhnliche Form, und da die Amtsräthin die römische Sprache für eine Riesenarbeit ausgab, so lernte der ehrgeitzige Knabe mit angestrengtem Fleiße, und sein Fleiß wurde belohnt. Französisch lernte er mit Julien bei der Amtsräthin. Musik trieb er auf einem weitläuftigen Wege. Er lernte auf Birkenrinde von dem Schäfer des Guts blasen; dann nahm er die Flöte. Die Neigung Julien auf dem Klaviere zu begleiten brachte ihn endlich zu den Noten.

Nichts gelang aber so vollkommen als die Liebe der beiden jungen Leute. Sie liebten sich unbeschreiblich, und der Plan der Mutter, die Liebe unter der Maske der Freundschaft den Blicken der Liebenden verborgen zu halten, scheiterte sehr bald, mußte scheitern, da dem

Jünglinge die ganze Bibliothek seines Vaters offen stand; allein die Unschuld ihrer Herzen blieb ohne Flecken, da kein Hinderniß ihrer Liebe, ihres Zusammenseyns, sie zu geheimnißvollen Zusammenkünften reizte, da das freimüthige Vertrauen, in dem sie mit einander umgingen, die ofne Heiterkeit, und Juliens reine hohe Unschuld jede Begierde unmöglich machte.

Juliens Mutter hatte Geist genug die Vertraute der beiden jungen Leute zu seyn, ohne sich in ihr Vertrauen einzudringen, was so viele Mütter thun. Sie redete mit Julien und Rudolphen über alle ihre Gefühle, die junge Leute darum verstecken, weil die Alten so feyerlich darüber reden, sie redete darüber so natürlich, so unbefangen, als wären sie etwas ganz gewöhnliches. Sie machte nie die Hofmeisterin, nie, auch wenn es zuweilen nöthig schien, und so entzog man ihren Blicken nichts, weil die Amtsräthin gar nichts besonders sah.

Der einzige Fehler, den die besorgte Mutter machte, war, daß sie der Liebe der jungen Leute, besonders Rudolphs Liebe, die sie nicht für zart genug hielt, weil er sich nicht zart darüber ausdrückte, zu viel künstliches beimischte. Sie foderte die Liebenden durch die Freundschaft zu Tugenden auf, die das Loos der Menschen nicht sind, sie verpflichtete sie zu einer Treue, deren das Herz nur in dem ersten hohen Taumel der jugendlichen Liebe fähig ist. Sie sah indeß bald, daß das Wort Freundschaft ihre Kinder nicht über die Art der Gefühle, die sie hatten, irre gemacht hatte, und daß auch die tugendhafteste Ueberspannung nicht taugt.

Der Amtsrath war die Veranlassung, daß seine Frau diese Erfahrung machte. Er las nämlich von den alten klassischen Schriften nicht eine mehr als Seneka's Kontroversen; aber diese las er mit einem Eifer ohne gleichen. Er vergab seinem Freunde alles; allein eine Beleidigung des Seneka hätte er ihm nie verziehen. Das wußte Grohmann, und des-

halb behandelte er den Philosophen mit einer ungewöhnlichen Schonung. Gegen den Seneka, rief Nolden mit leuchtenden Augen: ist alles nichts, Eisenhard mit seinen Rechtsfällen nichts, gar nichts. Sieh, Grohmann, ich lasse mich ohne Erkenntniß, des Landes verweisen, auf die Festung setzen, hinrichten, und eine ordentliche gescheidte Sentenz ist doch der einzige Trost so eines armen Teufels, aber das thue ich, wenn Du nur bei einem von Seneka's Rechtsfällen sagen kannst, wer Recht hat oder nicht.

Hier schlich sich Grohmann leise davon, ohne ein Wort zu erwiedern, und ließ seinen Freund mit einem verlegenen, betrübten Gesichte sitzen. Es ist betrübt, sagte er nun: wenn ein Mensch gar keinen Geschmack hat.

Aber, lieber Mann, Du kennst ihn ja, und wer nun einmahl seine Freude nicht daran findet.

Herzensfrau, seine Freude? Er will nicht, denn da die Beiden, (er zeigte auf Julien und Rudolphen) es sind ein Paar Kin-

der; aber sie würden ihre Freude daran haben, das weiß ich, und sie verstehen nichts von Recht.

Die Amtsräthin lächelte ungläubig. Da schlug aber Nolden den Seneka auf, und rief: gebt Acht! Ich stehe dafür, es soll Euch das Herz in der Brust umkehren. Er las die Kontroverse über den Fall vor, wo Mann und Frau sich gegenseitig geschworen haben mit einander zu sterben. Der Mann verreist, er sendet der Frau einen Bothen, der ihr seinen Tod ankündigen muß. Die Frau stürzt sich von einer großen Höhe. Sie bleibet am Leben. Ihr Vater verlangt, sie soll ihren Mann verlassen. Sie will nicht, und der Vater enterbt sie.

Nolden hatte Recht: die jungen Leute wurden aufmerksam auf den Fall. Rudolph erklärte den Mann für einen elenden Kerl. Nolden las nun die Kontroverse selbst vor. Die Stelle: es war ein ewiger Streit unter den Eheleuten: ich liebe dich mehr als du mich! Bei den Göttern, ich werde nicht

leben, wenn du stirbst, so sagten beide. Diese Stelle machte einen bestimmten Eindruck auf Julien und Rudolphen. Sie sahen einander bedeutend an, obgleich kein Streit darüber je unter ihnen geherrscht hatte. Julie trat näher zu Rudolphen. Sie bot ihm mit einem so freien festen Blicke die Hand, als wollte sie sagen: das kann ich auch für dich. Daß Rudolph sie verstanden hatte, war sichtlich; denn er sagte nachdenkend: Und doch hat der Mann eine Entschuldigung; meynen Sie nicht, Frau Amtsräthin? —

Welche? —

Rudolph legte die Hand an die Stirne. Das zu wissen, rief er: o das zu wissen, mit dieser Gewißheit, wie er es nur wußte. O wenn man, so wendete er sich ernst an Julien: das wissen könnte, Julchen! —

Frag Dich selbst, sagte Julie leise mit Blicken, die sie funkelnd, fest und fragend auf ihn hielt.

Ich! sagte er und legte die Hand auf die Brust, und Julie legte die Hand eben-

falls auf die Brust und sagte ebenfalls: ich!

Recht gut, sagte Nolden, der von dem allen nichts begriff, nun hört auch den andern Theil. Er las; die Amtsräthin sah die beiden gegen einander überstehen mit Blicken, die sehr viel sagten, und sie berechnete, was das auf die Köpfe der beiden für eine Wirkung haben mußte. Hört, rief die Amtsräthin und bat ihren Mann noch einmahl zu lesen. Nolden, dem das nicht oft widerfuhr, las mit erhobener Stimme: „Du kannst deinen Mann nicht verlassen, sagst du? Was kann die nicht, die zu sterben versteht?"

Hört ihr! sagte die Amtsräthin. Ein großes, ein erhabenes Wort: was kann der Mensch nicht, der sterben kann?

Herzensfrau, höre nur, du sollst erst sehen was kommt, sagte Nolden freudig. Es ist wahr, es ist erhaben.

Entweder, fuhr die Amtsräthin fort, ohne weiter auf die Kontroverse zu hören: es

war eine elende Praleref von der Frau mit ihrem Mann zu sterben, nichts als eine heuchlerische Furcht vor ihrem Eide, wie sie sich herabstürzte; oder konnte sie sterben, so konnte sie alles andre auch, sogar auch leben, sich trennen von dem Geliebten, wenn mehr als die Liebe, wenn die Tugend es foderte.

Frau, rief Nolden hitzig: Du bringst mich mit alle dem, was Du da sagst, und was gar nicht zur Sache gehört, um das Beste, was noch kommt. Aber wie erstaunte er, da auf einmahl Julie an den Busen ihrer Mutter sank, und Rudolph mit einem Pathos, der aus seinem Herzen kam, rief, und beide Arme gen Himmel hob: nein, es ist das Höchste, das Edelste, das Beste. Das fühl ich! das hab ich in dieser großen Minute gefühlt, wie das Licht, wie mein Daseyn, und was Sie sagten, ist nichts als ein Wortspiel. Ich sage nicht: ich kann sterben; das wäre eine elende Pralerei: denn freilich kann der auch etwas anders; ich sage: ich muß sterben!

Du mußt, mein Sohn? fragte die Amtsräthin ernst. Das wäre das Höchste, das Edelste? Müssen?

Ja, rief Rudolph: Müssen! Sterben wollen, o wer könnte das nicht? der Prahler so gut, wie der Furchtsame; aber müssen! Oder wäre es nicht das Schönste, das der Mensch hat, daß Eine Lebensquelle durch zwei Menschenherzen fließt, nur Ein Lebenshauch sie belebt? Stockt der Lebensstrom in dem einem Herzen, so hört das andere auch auf zu schlagen, weil es die Kraft nicht mehr dazu hat. Und haben Sie nicht dasselbe hundert Mahl selbst gesagt? War es das nicht, woraus die Freundschaft der Alten so lebendig erblühete, die Sie uns als den Stolz des Menschen so oft rühmten?

Das war es nicht, das war der feste Wille, der im Tode wie im Leben fest stand. Der Freund mußte nicht; er wollte.

O sagt dies Wollen mehr als: er verlor mit dem Freunde die Kraft zum Leben, sie waren ganz Eins! so wars nicht mehr, als

warum Tausende in Schlachten den Batterien und dem Tode entgegen gehen. Nein, Julie, setzte er leise hinzu: und faßte Juliens Hand; ich fühle es, Dein letzter schwacher Athemzug würde mein Herz zerschlagen, Dein letzter schwacher Pulsschlag mein Herz zertrümmern, ich würde sterben, weil ich nicht ohne Dich seyn kann.

Julie sagte schwach: O hör auf. Weiß ich das nicht, Rudolph?

Rudolph verließ das Zimmer, und Julie gieng hinterher.

Ich weiß wahrhaftig nicht, sagte Nolden, was Ihr wollt. Da plaudert Ihr, und habt am Ende nichts gehört. Höre zu, ich will Dirs weiter vorlesen. Die Amtsräthin hörte zu.

O wahrhaftig, rief sie auf einmahl: liebster Mann, ich habe nichts Schöneres gehört, und mit den Worten gieng sie ebenfalls hinaus, und ließ Nolden mit seiner Kontroverse sitzen.

Während des Lesens sann nämlich die Amtsräthin darauf, wie sie die wilde Heftig-

keit Rudolphs, der sie den romantischen Schwung gegeben hatte, mäßigen könnte, und gerade in diesem Momente las ihr Mann: siehst du nicht, wie die Flamme der unbewegten Fackel schwächer wird, und geschüttelt wieder sprühend auflodert? Das war Rudolphs Bild, sie sah auf einmahl die Fehler, die sie begangen hatte, und beschloß sie auf der Stelle wieder gut zu machen. Sie gieng.

Sie fand die beiden Liebenden aber nicht. Diese waren neben einander durch den Garten gegangen, zu einer felsenvollen Höhe, welche die Riesenküche hieß. Rudolph gieng schweigend voraus, die schwarzen Augenbraunen tief über die funkelnden Augen ziehend; Julie folgte ihm, denn sie hatte an seinen Blicken gesehen, daß er ihr etwas zu sagen hatte. Er gieng zwischen den Felsen hinauf, und nun stellte er sich nahe an einen Schlund, den die Sage für unergründlich ausgab. Julie umfaßte ihn von hinten und zog ihn sanft von der unsichern Brüstung, die den Schlund umgab, herab. Er drehete sich zu ihr. Ich

weiß nicht, hob er an: warum ich Dir nicht längst sagte, Julchen, was Deine Mutter uns, ich weiß nicht warum, so sichtlich verschweigt. Es ist nicht Freundschaft, die uns so fest an einander knüpft: es ist Liebe, die heißeste, innigste Liebe, die nur Mann und Weib fühlen. Julie erröthete und entzog ihm sanft ihre Hand. Ich habe Dir nichts mehr zu sagen, fuhr er, sie starr ansehend, fort: wenn Du mir Deine Hand, oder Deinen Blick, oder es sey was es wolle, entziehst. Julie legte ihre Hand wieder in die seinige.

Aber wie sonderbar bist Du heute? fragte sie ihn: die andere Hand schmeichelnd an die frische Wange legend.

Mir ist, antwortete er nach langem Besinnen: heute so — alles so neu! Mir ists, als ob ich jetzt erst sähe, hörte und fühlte, als ob die Natur, ein höherer Geist mich mündig gesprochen hätte.

Du, Rudolph, mündig? wenn Du fünf und zwanzig Jahr alt bist, weißt Du? und jetzt erst bist Du sechzehn Jahr.

Das sagt Dein Vater. Meiner sagt: der Mensch ist mündig so bald er da ist.

Und Du sagst, Rudolph?

Ich bin mündig, Julchen, weil ich Dich liebe; weil ich etwas will, das sie alle nicht wollen, weil ich an diesen Willen mein Leben, alles was ich habe, setzen will, an Dich, Julchen. Sie sah ihn erwartend an. Ich liebe Dich, fuhr er fort: ich liebe nur Dich, wahrhaftig nichts als Dich. Und Du, Julchen?

Sie sah ihn wehmüthig zärtlich an, dann lehnte sie ihre Stirn an seine, und ihre Lippen hauchten einen flüchtigen Kuß auf seine. Lieber Rudolph, seufzte sie.

Ich, fuhr er fort: weiß daß ich Dich liebe, mehr als sie alle denken, mehr als Du selbst denkst und weißt.

Was wüßte ich denn nicht, Rudolph? was?

Wie ich Dich liebe; daß ich hier und dort und überall Dich sehe, finde, spreche, und wärest Du tausend Meilen entfernt, daß in

die ganze Natur Du, Dein Bild, Deine Stimme, Dein Singen, die Farbe Deines Kleides für mich eingedrückt ist. Was ich thue, ich thue es mit Dir, für Dich; meine Träume füllst Du, und erwache ich, und Dein Traumbild verschwindet, so habe ich Dich sogleich wieder. Mein erstes Wort ist: Julchen! und dieser Nahme kommt nie von meinen Lippen ohne ein frohes Lächeln, und ohne einen Seegen, der aus dem froh wehmüthig bewegten Herzen hervor kommt. Seh ich Dich, Julchen, nur die Schleife auf Deinem Hute, oder nur ein Stückchen von Deinem Kleide, so ist alle Last von meiner Brust genommen, ich wollte so lebenslang stehen und Dir nachsehen. Höre ich Dich reden, so klingt Deine Stimme in meinem Ohr, in meiner Brust, in meiner ganzen Seele noch lange wie eine frohe Himmels-Harmonie nach. Nein, ich kann Dirs nicht sagen, wie es in meiner Brust so warm, leicht, froh, schwermüthig, wie über einander schlagende Flammen oder Wellen, durch einander geht, wenn

ich Dich sehe, von Dir gehe, oder nur an Dich denke. Ich kanns nicht.

Aus Julchens Augen stahl sich Thräne an Thräne während dieser Rede. Ihre Brust hob sich im langen vollen Wallen um dem überfüllenden Gefühl der Freude Raum zu machen. O Rudolph, guter einziger Rudolph, sagte sie sehr leise: gerade so geht es mir. Ach ich weiß nicht, warum ich Dirs nicht sagen konnte; aber nun will ich Dirs sagen.

Sie sagte ihm gerade dasselbe, was er gesagt hatte, und nun sanken sie voll Entzücken einer an des andern Brust.

Was hat Deine Mutter? hob Rudolph wieder an: was will sie von mir? Sag, warum soll sich unsere Liebe gerade so gebärden, als ihre Romane, die sie uns verbirgt? Julchen, ich liebe Dich; das ist alles. Ich liebe Dich; und wenn Du aufhörtest mich zu lieben, so — er drehete sich rasch zu dem Abgrunde — würde ich sterben, nicht, weil ich Muth hätte zu sterben, nein, weil ich fühle,

ich würde ohne Dich gar nichts seyn. Wer sterben kann, sagte Deine Mutter, der kann auch mehr, der kann auch leben, sich trennen, wenn es die Tugend foderte. Julchen, könntest Du das?

Mich von Dir trennen? Nimmermehr! Nimmermehr!

Sieh, das ist es. Deine Mutter, so gut sie ist, berechnet alles ganz kalt, dieses stürmende Meer voll Flammen in meiner Brust, nach ihren Regeln, wie Dein Vater alles nach dem deutschen Recht.

Meine Mutter? O Rudolph! Nimmt sie nicht den allerwärmsten Theil an uns?

Ja, dafür aber soll auch alles so gehen, wie sie voraus es berechnet. Wir sollen uns lieben, ja; aber käme eine Kleinigkeit dazwischen, so sollen wir uns auch trennen können mit dem freundlichsten Gesichte. Das will sie. Trennen? Julchen, ich sage Dir, denke an den Abgrund da, und an die beiden Liebenden, von denen Dein Vater las. Trennen?

Sag mir, Julchen, hob er schnell und ernst an: Was könnte Dich von mir trennen?

Rudolph, nichts, nichts, selbst der Tod nicht; o gewiß nichts.

Wenn ich ein Bösewicht würde. Julchen? Erblasse nicht, sondern antworte!

Wie bist Du heute auch? Das wirst Du nie werden; wie könntest Du das?

Und Deine Mutter? Julchen, redet sie nicht oft so, als wäre ich auf dem Wege ein Bösewicht zu werden, wenn ich einmahl heiter bin? Das ist es. Julchen, hier an dem Rande dieses Abgrunds schwöre ich Dir, ich bin gut, ich will gut bleiben. Glaube mir, meine treue, edle Julie! Sieh, Julchen, sieh der offne Himmel über uns hört, was ich Dir jetzt sage, ach, was ich Dir schon längst gern gesagt hätte. Ich bin gut; ich liebe Dich über alles; aber, Julchen, bei der ersten schlechten Handlung, die ich begehen könnte, will ich Dir treu und ehrlich sagen: ich bin ein Bösewicht, Julchen! denn aufhören kann ich gut zu seyn; aber ich kann nie aufhören

Dich zu lieben, und wär ich auch ein Teufel für alle Menschen, für Dich, Julchen, o das glaube mir! würde ich ein Engel an Tugend seyn und bleiben. Glaubst Du das?

O liebster Rudolph, Du wirst nie böse werden. Das glaube ich, das weiß ich, sagte sie mit funkelnden Augen.

O gewiß nie, so gewiß, fühle, wie das Herz jezt stark und treu unter Deiner Hand schlägt. Also so lange, bis ich Dir sage: ich bin ein Bösewicht, so lange willst Du mir trauen? Julchen, besinne Dich, eh Du antwortest.

Sie fiel ihm lächelnd und freudig um den Hals: ja, ich traue Dir, guter Rudolph.

Was auch Deine Mutter Dir sagt, was Du auch von mir siehst und hörst, Julchen? besinne Dich! fragte er ernst.

Mein Gott, wie seltsam bist Du? Ich soll also so lange Dich für treu und tugendhaft halten, bis Du mir selbst sagst, daß Du es nicht mehr bist? Aber, Rudolph, wirst Du mir denn auch immer die Wahrheit sagen?

Das habe ich ja eben geschworen, und ich schwöre noch einmahl: nie, nie, Julchen, will ich Dir etwas verschweigen; nie! alles was in diesem Herzen vorgeht, sollst Du wissen, wie ich es selbst weiß. Die erste kleinste Unwahrheit, die ich Dir sage, mag mich auf ewig von Dir trennen! Nur traue mir, Julchen, und höre auf keinen Menschen als auf mich allein. Willst Du das, in jedem Falle, Julchen?

Ich will, sagte Julchen feyerlich: was ich auch höre von Dir, ich will nur Dir allein glauben.

Gott sey Dank, Julchen! ich bin von jetzt an ruhig, als ob die ganze Welt mir gehörte. Aber Julchen, könntest Du Dein Wort brechen, so denke da an den Schlund, hörst Du; nun laß uns gehen.

Julchen drang nun auf dem Rückwege in ihn, ihr die Ursache dieser feyerlichen Abrede zu sagen; er sagte ihr, daß ihre Mutter bei einem seiner lustigen Streiche ihm mit Julchens Unwillen gedroht habe. Sie hatte hin-

zugesetzt: Glaube mir, mein Sohn, auf diesem Wege wirst Du Julchens Freundschaft verlieren.

Sieh, fuhr Rudolph nun fort: das gieng mir im Kopfe herum. Du solltest aufhören mich zu lieben? Was thu ich denn? Ich weiß wohl, daß Deine Mutter es nicht leiden kann, wenn ich nicht bin wie ein alter Mann; aber, Julchen, so lange ich nichts thue, was unter jedem Volke des Erdbodens, in jedem Stande der Menschen für Unrecht gehalten wird, sagt mein Vater, so lange soll ich dreist thun, was ich Lust habe, und hat er nicht Recht?

Hier fieng Julie an ein wenig zu disputiren; aber sie mußte nachgeben, und Rudolph versprach an seiner Seite, so behutsam zu seyn als möglich. Sie kamen zu Hause an, und die Amtsräthin sah an Rudolphs Gesichte, daß die Fackel recht heftig geschüttelt war und hoch aufloderte. Sie that als merkte sie nichts.

Ehe aber die Amtsräthin Hand anlegen konnte, die wilden Leidenschaften Rudolphs

zu mäßigen, waren schon alle Plane zerstört die Liebenden getrennt und die Freundschaft der beiden Männer zu Ende. Grohmann hatte mit einem Bauer, seinem Nachbar, über eine Wiese, die dem Bauer gehörte, gehandelt. Da Grohmann sich in Besitz der Wiese setzen will, handelt der Bauer zurück, macht noch hinterher neue Bedingungen, mit einem Worte, will nicht. Grohmann war Feuer und Flamme, er drohte den Bauer von der Wiese, wenn er sich darauf sehen ließe, wegzuprügeln. Nolden schüttelte mit dem Kopfe, und sagte ruhig: Prügel geben keinen Besitzstand, Brüderchen; der Bauer klagt, und Du wirst bestraft. Du mußt klagen.

Das will ich; ich will die Wiese haben, und wenn des Kerls Seligkeit daran hinge.

Recht bleibt Recht, sagte Nolden kopfschüttelnd: aber die Seligkeit? da ließ ich den besten Prozeß fahren, wenn alles, Land- und Provinzialgesetz auf meiner Seite wären; und bei Dir ists noch die Frage, ob Du oder er Recht hat.

Was? noch die Frage? Ich sage Dir ja, Herzens-Nolden, (so nannte er seinen Freund allemahl im Zorne) wir haben gehandelt, der Kauf ist geschlossen, schwarz auf weiß. Mein Recht ist so klar als des Tages Licht.

Recht gut; aber nichts ist gerichtlich gemacht. Da sitzt der Teufel! Der Bauer sagt: ich wollte mich erst besinnen. Unterschreiben konnte ich ja leicht, die Wiese bleibt ja indeß doch mein. Das wird er sagen.

Den Teufel auch! So könnte ja jeder Narr hinterher sagen. Sprich Du und der Henker!

Nicht jeder, Brüderchen, könnte so sagen; aber Bauern und Weiber können so sagen; denn Karpzov führt ausdrücklich unter den Bauer-Privilegien mit auf, daß sie die Erlaubniß haben unbekannt mit den Rechten zu seyn. Dir aber kommt das nicht zu statten. Darum habe ich ja tausend Mahl gesagt: studiere wenigstens das bürgerliche Recht.

Du wirst sehen, daß die Sache nicht so leicht ist, als Du denkst.

Grohmann griff auf einmahl mit Hitze diese Seite des Gesprächs auf. Das nennst Du ein Privilegium? Nolden, das heißt bei meiner Seele Spott mit dem armen Menschengeschlecht treiben. Siehst Du denn nicht, daß man eben dadurch die Bauern für Unmündige, für Kinder erklärt, für Sklaven! zum Teufel!

Ruhig, sagte Nolden: nun ja doch, das versteht sich. Denn ganz frei ist der Bauernstand nirgend, außer etwa die Freizinnsleute im Erfurthischen, die Freisassen im Anhalt- und —

Und das sagst Du so ruhig? rief Grohmann erhitzt aufspringend.

Nun warum aber sollte ich denn unruhig seyn, da hier gar kein Zweifel obwaltet, da hier alles recht deutlich von den Gesetzen bestimmt ist? Lies nur irgend ein jus georgicum.

Aber zu allem Henkern! rief Grohmann höchst erbittert: bist Du ein Mensch? Der Bauer ist nirgend frei, sagst Du, und das Herz wendet sich nicht in Deiner Brust um? Hole der Teufel Dein jus georgicum, das Dich so kalt macht, Deine Privilegia der Bauern, die nichts als unsre Schande sind, und Deinen Seneka dazu!

Nolden sprang auf. Den Seneka? nimm mirs nicht übel, so spricht ein — Mensch wie Du, der einen Bauer aus seinem Eigenthum prügeln will, statt die Rechte anzuerkennen, die der arme verachtete Bauer noch hat. Wehe diesen armen Menschen, wenn nicht die Gesetze sie gegen Dich und Deines Gleichen in Schutz nähmen! Rousseau ist ein Narr, der nicht werth ist, Seneka's Schuhriemen aufzulösen.

Da standen die beiden Männer, wie zwei schreckliche Gewitter gegen einander. Die Amtsräthin kam dazu, sie wollte die alten Mittel gebrauchen die beiden Freunde zu versöhnen. Aber ihr Mann brummte in einem

fort: Seneka! du lieber Gott! Nein, ich habe lange Spaß verstanden. Grohmann faßte der Amtsräthin Hand, und sagte: er nannte Rousseau'n einen Narren. Adieu! Wir sind fertig. Adieu! und er verließ das Haus.

So weit wars vorher noch nie gekommen; indeß würden sie sich dennoch wieder ausgesöhnt haben, denn sie fiengen beide schon an sich nach einander zu sehnen, wenn nicht noch einige Zufälle die Wunden unheilbar gemacht hätten.

Grohmann klagte gegen den Bauer, und verlor, weil er sich nach den Formen nicht bequemen wollte. Er schob das auf Nolden; er schrieb ihm ein bitteres Billet; worin er ihm gerade zu Partheilichkeit, und auch noch mehr, sogar Unwissenheit Schuld gab. Noldens Gerichtshalter, der den hitzigen Philosophen mehr scheute als seinen Prinzipal, und den Bruch der Freundschaft gern unheilbar machen wollte, warf Grohmann einen Injurienprozeß an den Hals, weil das Billet, das

Nolden ihm gezeigt hatte, mehr ihn als Nolden selbst traf, und da er den Haß Grohmanns gegen alle Prozesse kannte, so verlängerte er den Rechtshandel, so sehr er konnte, wollte sich auf keinen Vergleich, den Grohmann endlich recht gern anbot, einlassen, berief sich in seinen Schriften beständig auf seinen Gerichtsprinzipal, den Amtsrath, zog diesen mit hinein, und verwickelte, der boshafte Schelm, die beiden Freunde so arg, daß selbst die Amtsräthin die Hoffnung aufgab, sie zu versöhnen.

Endlich kam die Sentenz: Grohmann sollte öffentlich dem Gerichtshalter und dem Amtsrath eine Ehrenerklärung machen. Der Amtsrath sagte: hm! wahrhaftig, das habe ich nicht gesucht, nicht gewollt. Dies wird den hitzigen Grohmann noch ärger aufbringen. Er gab seine Ansprüche auf. Der Gerichtshalter nicht, und bei der Ehrenerklärung selbst gab er Grohmannen sehr merklich zu verstehen, daß der Amtsrath nur aus Verachtung ihm die Ehrenerklärung erlassen habe.

Grohmann machte seine Ehrenerklärung kalt ab; aber zu Hause brach sein Zorn über diese Beschimpfung aus. Er rief seinen Sohn. Rudolph, sagte er: den ersten Schritt, den Du wieder aufs Gut thust, oder das erste Wort, das Du wieder mit einem von Amtsraths sprichst, macht Dich unglücklich.

Warum, fragte Rudolph kalt: soll ich mit keinem von Amtsraths reden? Wenn ich nun aber mit ihnen zu reden habe? —

Junge! rief Grohmann fürchterlich: Du unterstehst Dich —

Ein Mensch zu seyn, Vater! antwortete Rudolph ruhig. Sie haben mit dem Vater Verdruß gehabt; ich hingegen liebe die Tochter, und sie liebt mich. Wie oft haben Sie mir nicht gesagt, ich sollte thun was Recht ist, ohne mich an irgend Jemanden zu kehren. Wäre es Recht, wenn ich die Tochter haßte, die mich liebt, weil Sie den Vater hassen, der Sie beleidigt hat? Wie folgt das?

Ich will! rief der Vater: Du sollst! ich sage Dir Du sollst!

Guter Gott, sagte Rudolph: der Mann, der vor Abscheu zitterte, wenn er las oder hörte, daß bei Staatsverbrechen auch die unschuldige Familie des schuldigen Vaters mit dem Vater bestraft wurde, dieser Mann will jetzt dasselbe, will, sein Sohn soll wie ein Undankbarer Liebe mit Haß vergelten, will —

Grohmann sagte mit finstern Blicken: Lieber Rudolph, willst Du mir nicht den Gefallen thun mit Noldens zu brechen?

Nein, sagte der Sohn bestimmt. Selbst wenn ich wollte, ich könnte nicht. Denn ich habe geschworen, ich werde nie Julchen verlassen, nie, unter keiner Bedingung, und ich bin ein Mensch. Ich weiß, welche Rechte der Vater, welche Rechte der Sohn hat. —

O geh zum Teufel mit Deinen Rechten! rief der zornige Vater, der sich selbst in seinen Freiheitssätzen gefangen hatte. Rudolph gieng kalt hinaus, und auf der Stelle zu Amtsraths.

Er fand indeß hier den Trost nicht, den er erwartete. Kaum hatte er angefangen Julchen die schwarze Wolke zu zeigen, die sein Vater über den reinen Horizont ihrer Liebe führte, da trat Nolden in den Garten, mit einem Billet Grohmanns in der Hand, worin dieser mit den allerverächtlichsten Ausdrücken Seneka und alle Juristen wie die einfältigsten Thoren behandelt hatte. Sag Deinem Vater, rief Nolden Rudolphen entgegen: daß ich ihn verachte! und nun faßte er Julchens Hand, sagte eifrig, das ist das letzte Mahl, daß Du mit dem Burschen da redest! und zog sie ins Haus. Der arme Bursche blieb wie vom Blitze getroffen da stehen. Die Amtsräthin kam, streichelte ihm die Wange, die vor Zorn glühete, und sagte: sey ruhig und hoffe! und dann ließ sie ihn stehen.

Er kreuzte die Arme über die Brust und gieng in langen Umwegen zu Hause, und erklärte das Benehmen der beiden Väter gegen sich für die allerungerechteste und einfältigste Tyrannei. Der Gedanke, daß Julie ihm

entrissen werden könnte, kam nicht von ferne in seine Seele. Das ließ ihn ganz ruhig. Es verdroß ihn nur, daß die beiden Männer sich das Ansehen über ihn gaben, als ob sie es könnten. Rudolph konnte so denken, mußte so denken. Er war unter den Ideen der allerfreiesten Unabhängigkeit erzogen. Er hatte es nie erfahren, außer in den Stunden der Aufwallung seines Vaters, daß ihm ein Mensch befehlen könnte. Er hatte gehorcht, wenn sein Vater in Hitze gerieth; allein er hatte sich auch alsdann für ungerecht behandelt angesehen, und wenn die Hitze seines Vaters vorüber war, so bestärkte ihn dieser sogar in dieser Vorstellung.

Indeß hatte er noch nie die Veranlassung gehabt, sich dies alles deutlich zu machen. Jetzt aber stand er im Eingange eines kleinen Gehölzes und sann und überlegte, und baute das System seines Lebens. Er fühlte jetzt die Liebe zu Julchen in der höchsten Gewalt, jetzt, da man ihm befahl sie zu hassen. Er hatte sich immer bis jetzt begnügt mit Julien umzu-

gehen, sie ein Paar Stunden lang jeden Tag zu sprechen, wars auch nur in Gesellschaft ihrer Mutter. In diesem Augenblick, da er sie gar nicht mehr sehen sollte, schien ihm sogar jenes unerträglich. — O sie soll ganz mein seyn! rief er zornig. Seine Phantasie bildete den Gedanken reizend aus, und es schien dem Jüngling ein leichtes zu seyn mit Julien gegen den Willen der Eltern leben zu können. Sein Vater hatte, wenn er einen Anfall von seiner Unabhängigkeitskrankheit bekam, tagelang seinen Rudolph zu den angestrengtesten Arbeiten in der Oekonomie angehalten. Der Sohn verstand wircklich den Ackerbau im Ganzen sowohl als im Einzelnen. Er mußte dem Knechte den Pflug, dem Drescher den Flegel abnehmen. Gärtnerei war des Vaters, war Juliens Lieblingsbeschäftigung. Rudolph übertraf sie beide, aus Liebe zu Julien, zu seinem Vater, und zu den reizenden, natürlichen und leichten Beschäftigungen des Gartenbaus.

Und bei dieser Beschäftigung hatte Rudolph allein Stetigkeit, alle andern Arbeiten that er nur stoßweise, wie es seinem Vater einfiel, oder wie es seiner Phantasie selbst interessant wurde; aber ein anders wars in dem großen Garten seines Vaters. Hier genoß er die Früchte seiner Arbeiten auf der Stelle. Hundert Mahl, wenn Rudolph Bäume pfropfte, oder beschnitt, den schönsten Spargel brachte, oder die seltensten Blumen, wenn ihm eine Mischung Erde gelungen war, oder die Vertilgung eines Insekts, sagte der Vater triumphirend: Rudolph, schlag ein, Junge! Du bist ein Mensch, ein wahrer Mensch! Sieh, Junge, Du hast das Glück, daß Du Dein Schicksal nur mit Dir selbst und Deinem Gewissen abzumachen hast, nicht mit einem vollen Geldsacke, nicht mit Hochgebornen Gönnern, nicht mit Weibern und Kupplern, und dem Teufel dazu. Sieh, Rudolph, verliere ich oder Nolden unser Geld, der Pfarrer hier und der fatale Gerichtshalter die Aemter, wovon sie leben, sieh, Junge, so

sind wir dem Teufel verkauft oder dem Elende. Können wir dann nicht kriecheu, wozu sich kein ehrlicher Mann versteht, so müssen wir hungern, oder betteln. Du aber, lieber Junge, Du aber? Was frägst Du nach Gelde? Da, Dein Spaten, Deine Hippe, Dein Okulirmesser sind die sicheren Quellen Deines Lebens. In Amerika, in Afrika gehörst Du zu Hause, wie hier; denn überall fodert der Landbau Arme. Sieh, das ist es, Rudolph, warum so seltsame Gesetze und Sitten fast allen Menschen das Sklavenzeichen aufdrücken. Wen ich erhalten muß ist mein Sklave, wer nicht arbeiten gelernt hat ist ewig ein Sklave, gleichviel des Geldes, oder seines Amtes, oder eines Schurken, oder seines Vaters Sklave. So folgt eines aus dem andern: meinen Sklaven kann ich verheyrathen an wen ich will. Siehst Du, da hast Du Noldens Natur- und bürgerliches Recht, die Folge der menschlichen Thorheit und Trägheit. Komm her, Junge, sieh, hier die Muskeln auf Deinen Armen, die Erde hier, die allgemei-

ne Mutter der Menschen, und Dein reiner Sinn, nichts für schändlich zu halten, am wenigsten aber Arbeit, die haben Dich emanzipirt. Mich armen Schelm, bedaure mich mein Sohn! wird der Tod erst durch eine manumissio per vindictam freilassen, wenn er mir die letzte Ohrfeige giebt, wie ein Römer seinem Sklaven. Du aber bist frei ohne Ohrfeigen, Testament und Lustrum, schon in diesem Leben.

Rudolph lehnte sich stolz auf seinen Spaten, wenn ihm sein Vater eine solche Rede hielt. Es war nicht der Stolz eines von seiner Phantasie berauschten Jünglings; es war das ruhige Gefühl, das sich auf die Aussage des Gärtners stützte: ich kann überall mein Brodt verdienen. Und auf dieses durch sein ganzes Leben [illegible]ig gemachte Gefühl gründete sich auch der ruhige Glauben, daß Jalie ihm nicht genommen werden könnte. Sobald sein Zorn ein wenig beruhigt war, gieng er zu Hause, entschlossen dem blinden Hasse der beiden Alten eine ruhige Gelassenheit, ei-

nen festen Willen, und eine rasche Ausführung seiner Wünsche entgegen zu setzen. Sein Vater war verdrüßlich, auffahrend, aber er berührte doch den Vorfall nicht wieder, er scheute den kalten Ernst seines Sohns. Gegen Abend sandte er Julchen ein Billet durch ein Kind, das Julchen liebte, worin er sie bat, Abends zu ihm in den Garten zu kommen.

Ein finstrer Abend erschien, und die Liebenden flogen sich hinten im dicksten Bosket in die Arme. Julchen mit von Thränen geschwollenen Augen, Rudolph mit ruhigem aber hohen Entzücken über sein nahes Glück. Julchen fieng in seinen Armen sogleich an wieder zu schluchzen, klagte über das unglückliche Leben, zu dem ihr Vater sie verdammt habe.

So dachte ich Dich nicht zu finden, Julchen, hob Rudolph finster an. Was thun unsre Väter? sie wollen uns trennen, und vereinigen uns, wenn Du mich liebst, Julchen. —

Wie? fragte Julchen, und ihre Thräne stand.

Rudolph setzte nun erst Julien die Ungerechtigkeit der Tyrannei ihrer Väter aus einander. Julie beklagte sich noch bittrer darüber als er.

Was denken denn unsre Väter? rief Rudolph. Sind wir ihre Sklaven?

Ja, so ungerecht sind sie, sagte Julie pathetisch. —

Dürfen sie uns ein Verbrechen befehlen? fragte er.

Nein, hier ist es Pflicht ihnen ungehorsam zu seyn, sagte sie.

Julie, rief er lauter und voll Freude: bist Du entschlossen? —

Zu allem in der Welt, Theurer! sagte sie.

Er schlang seine Arme um ihren Leib, fragte vor Freude zitternd: Julchen, wann wollen wir glücklich seyn? O Julchen, morgen, morgen laß uns fliehen, und glücklich seyn.

Fliehen? fragte Julie, und that vor Schrecken einen Schritt rückwärts. Wie

Rudolph? fliehen? Du wolltest mich entführen?

Nur aus der Gewalt Deiner ungerechten Verwandten will ich Dich führen.

Wohin denn? fragte Julie kalt und verlegen.

Wohin unser Schicksal uns führt, Julie, bis in irgend einen glücklichen Winkel der Erde, wo uns der Grausamen Arm nicht mehr erreichen kann.

Julie erstarrte.

Wie? fragte sie langsam: ist das Dein Ernst, Rudolph? Mein Gott, begreifst Du denn nicht, daß das unmöglich ist? Ich bitte Dich, Rudolph; das würde mein Vater, sogar meine Mutter mir nie vergeben. Davon laufen? Rudolph bedenkst Du auch? wovon leben? o mein Gott, Du machst mich betrübter als ich war.

Rudolphs Hände ließen Julien fahren.

Willst Du mich anhören? fragte er kalt.

Julie faßte liebkosend seine Hände, legte ihre Wange auf seine Schulter, und sagte

zärtlich: so sprich! war aber dabei fest entschlossen nichts zu thun.

Nun machte Rudolph, anfangs kalt, Julien eine Beschreibung von einem patriarchalischen Schäferleben, das er mit ihr führen wollte. Er setzte ihr aus einander, daß er recht sehr wohl als Gärtner sich und eine Familie erhalten könnte. Julie schüttelte unmerklich das Köpfchen, aber ihre Liebkosungen wurden, je ärger sie den Kopf schüttelte, desto zärtlicher. Rudolph wurde unmerklich poetischer und wärmer in seiner Beschreibung. Sieh, sagte er: dann bist Du ganz mein, theure Julie! ach in diesen schönen Jahren, der schönsten, der kräftigsten Jugend, wo Millionen nur leise das zu denken wagen, dieses himmlische Glück, das wir dann genießen. Ach, Julie, wir beide stellen einmahl wieder das frohe Bild des Paradieses her, ein schöneres Bild des Paradieses. Sieh, unter den Fruchtbäumen, die meine fleißige Hand, die Natur, und Deine segnenden lächelnden Blicke mit reichen goldnen Früchten ausstatten, fin-

den wir den Schauplatz unsrer Liebe, und zugleich unsre Nahrung. Dein Geschäft ist dann die schönsten Blumen zu ziehen, von deren Verkauf wir leben, und unter deren schmeichelndem Dufte wir glücklich sind; eben die Lauben, die uns wohlhabend machen, nehmen uns, unsre Umarmungen in ihren kühlen Schatten. O Julie, wenn wir, wie die ersten Menschen, glücklich, schuldlos und frei wie sie, unter unsern Bäumen wandeln, unter unsern Blumen, wir beide einer für den andern arbeiten, o Julie, Julie! wie erhaben glücklich werden wir seyn. Thränen rollten bei den Worten über seine Wangen, er drückte die nassen Wangen an Juliens brennendes Gesicht, an ihr Herz, das mit höhern Schlägen die schönen Bilder ihrer Liebe empfing.

Hingerissen von diesen schönen Bildern, (und warum sind sie nicht wahr?) fragte sie mit Erwartung: O Gott, Rudolph, könntest Du das möglich machen? —

Möglich? erwiederte er: ich habe mehr, Julie, als wir bedürfen, meiner Tante Legat. —

Die zwölfhundert Thaler? aber erinnerst Du Dich nicht des Zankes zwischen unsern Vätern? Bewies mein Vater nicht, daß Du nicht Herr darüber seyst, bis Du mündig wärst? —

Julchen, aber gab nicht eben darum mein Vater mir das Geld in die Hände? um Deinem Vater zu zeigen, daß es mein sey? Das habe ich, noch ein Sümmchen dazu, eine theure Uhr; aber, Julie, ich rechne auf meine Arme, hauptsächlich, auf meine Kenntnisse in der Gärtnerei, die wahrhaftig nicht klein sind. Von dem Gelde kaufe oder pachte ich nahe bei einer Residenz einen Garten, den mein Fleiß, mein Nachdenken bald einträglich machen soll. O Julie, Julie! denke — und nun hob er wieder an in diesem einträglichen, großen Garten, der nun nicht mehr in Juliens Kopfe ein bloßes Bild war, das Reich der Liebe mit den reichsten Farben seiner be-

wegten Phantasie hervorzuzaubern. Er gieng in das reizendste Detail über. Er kleidete Julie in ein einfaches, schönes Gewand das sie selbst im Winter gesponnen und gewebt hatte. Jeden Winkel des Häuschens, das unter Linden und Aepfelbäumen wie ein Tempel der Liebe da stand, jeden Winkel des Gartens füllte er mit dem unerschöpflichen Zauber der heiligsten Liebe, der zufriedensten Ruhe an. Er füllte die ewige Frühlingsluft, die den Garten bedeckte, mit Blumendüften, die Nächte mit den Flötentönen der Nachtigall an, der Garten wurde eine Insel der Glückseligen, wo nur die Töne der Freude, die Seufzer der Liebe gehört wurden, Juliens Brust bewegte sich immer voller und höher. Sie hatte alle Bedenklichkeiten vergessen. Das Bild, das schöne Bild der Ruhe (ach warum scheint dem unruhigen Menschen die Ruhe das reizendste von allen Gütern, und wenn er sie hat, warum arbeitet er dann sie wieder los zu werden?) das Bild dieser himmlischen Ruhe füllte Juliens Seele schon mit dem entzücken-

den Vorgenusse dieses glücklichen Lebens. Sie setzte sich mit gefaltenen Händen auf eine Rasenbank, schlug die entzücktruhigen Augen durch die Zweige an den reinen durchsichtigen Himmel. Thränen, sanfte Thränen brachen, ihr unbewußt, aus den heitern Augen. Der ferne Schlag einer Nachtigall verwirrte ihre Gedanken. Es war ihr, als säße sie schon jetzt mit ihm, mit ihrem geliebten Manne in dem himmlischen Zauberschatten ihres stillen Feenaufenthalts.

Jetzt schlang Rudolph den Arm um ihren Leib, sagte mit den zärtlichen Tönen der sanftesten Begeisterung: meine Julie! und Julie drehete sich zu ihm, umfaßte ihn, nahm ihn an die wallende Brust, und fragte in dem holden Taumel ihrer Sinne: Wann? o Rudolph! wann gehen wir? Ja ich entfliehe mit Dir meinem ungerechten Vater; ich folge Dir, wohin Du mich führst. Diesen Augenblick, wann Du willst, Rudolph.

Ungerathenes Kind! rief in diesem Augenblick Nolden, und alle die schönen Bilder wa-

ren entflohn, und Julie stand jetzt wieder in der alten Wirklichkeit da. Nolden trat in das Gebüsch, faßte mit schneller Aengstlichkeit Juliens Arm und Kleid, um sie zu halten. Rudolph umfaßte Julien. Julie machte sich von seiner Umarmung los. Du Bösewicht! rief Nolden Rudolphen zu: danke Gott, daß ich nicht so grausam bin als Dein Vater, sonst sollte es Dir übel gehen. Weißt Du, was die Strafe eines Entführers ist, Du Bösewicht? Sieh, jetzt ist alles vorbei, alle Hoffnung ist nun dahin, und so ists mir lieb, ordentlich lieb, daß Du den boshaften Entschluß gehabt hast, das ungerathene Mädchen zu entführen. Sag das Deinem Vater, sieh, gerade dies nimmt ihm alle Hoffnung! das kommt davon, wenn man die Jurisprudenz verachtet. Mit diesen Worten hob er Julien auf, und trug sie durch den Garten ins Haus.

Rudolphen war das alles höchst unerwartet; d i e Wachsamkeit hatte er Nolden nicht zugetraut. Er wußte nicht, daß sein eigner

Vater Nolden so wachsam gemacht hatte. Rudolphs Vater, der in einem hohen Grade auf Nolden erbittert war, sah recht wohl, daß Rudolphen auf dem Wege des Befehlens nicht beizukommen war, seinen Umgang mit Julien aufzuheben. Er sah recht wohl, daß die Amtsräthin auf Rudolphs und Julchens Seite treten, und daß der gutherzige Amtsrath bald gezwungen seyn würde nachzugeben. Daß der hitzige Rudolph auf dem Punkte, auf dem er sich befand, nicht geduldig stehen bleiben würde, war leicht zu erwarten, und das beschloß er denn zu nutzen. Er schrieb, sobald Rudolph ihn verließ, an seinen alten Freund mit dem beissendsten Spotte. Er drohete ihm, daß Rudolph gegen seinen Willen, und gegen alle Gesetze, dennoch Julchen heyrathen sollte. Er spottete über seine Vaterrechte, und foderte ihn auf, wenn er könnte, Rudolphen seine Tochter zu versagen. Deine Tochter, Deine Frau, Rudolph, wir alle sind gegen Dich, so schloß er den Brief. Du und die Jurisprudenz sind

gegen uns: ha! ha! ha! eine närrische Allianze! Grohmann kannte seinen alten Freund sehr genau.

Nolden las den Brief. Er war vorher schon wieder so weit gewesen, daß er Rudolphen von seinem Widerwillen ausnahm, aber nach diesem Briefe schwor er in sich, nie in eine Verbindung der beiden jungen Leute zu willigen. Er verbot mit einer ganz ungewöhnlichen Strenge seiner Frau Rudolphen nur zu nennen. Denn, setzte er erhitzt von der Idee, daß seine Frau es mit seinem Feinde hielt, hinzu: ich will doch sehen, wer mir mein gesetzmäßiges Ansehen schmälern soll, das darin — ich wollte, Frau, Du hörtest zu — das darin besteht, erstlich: daß der Mann ein Recht hat die Handlungen der Frau zu leiten, zweitens, daß der Mann etwas thun kann, was ich nicht sagen will. Diesen zweiten Punkt der männlichen Gewalt sagte der gutherzige Amtsrath niemahls, auch jetzt nicht, so erhitzt er auch war. Die Amtsräthin begriff nicht, warum der Unwillen ihres

Mannes nach dem Briefe sich auf sie wendete. Sie erhielt endlich nach vielen Bitten den Brief Grohmanns. Sie sah seine Absicht, sie sagte es ihrem Manne, aber er war viel zu erhitzt zu hören. Er traute seiner Frau nicht, und traute ihr um so weniger, da er Julien bei Rudolphen im Garten fand. Am Abend, wie Julie fehlte, schlich er selbst hinter her, voll Mißtrauen gegen Frau und Tochter. Er kam am Ende der Unterredung, wie Julie entschlossen war mit Rudolphen zu entfliehen, dazu.

Er brachte Julien, die ihrer Schuld sich bewußt war, in das Zimmer zu seiner Frau. Da hast Du, rief er, Deine aus der Art geschlagene Tochter. Wäre ich nicht, so wäre sie heute Nacht mit Rudolphen davon gelaufen.

Davon gelaufen? fragte die Amtsräthin ungläubig, und sah ihre Tochter an; und Julie bestätigte unter heißen Thränen die Anklage ihres Vaters. Die Amtsräthin fürchtete

nun ernstlich, daß der Zorn ihres Mannes jetzt sehr heftig auflodern würde; denn er gieng mit großen Schritten das Zimmer auf und nieder. Aber auf einmahl stand er vor seiner Frau und Tochter stille, gab Julien lächelnd die Hand, und sagte: ich vergebe Dir, Julchen! Alles vergessen und vergeben! und nun gieng er in sich hinein lachend das Zimmer von neuem auf und nieder. Die Amtsräthin sah ihn kopfschüttelnd an. Du siehst mich an, liebe Frau, sagte er drolligt: Aber ich kann Dir sagen, Du und Grohmann sammt Rudolphen und Julien, ihr habt verspielt! Heute Morgen stand eure Sache viel besser, da wars noch res integra. War der Bursche mündig, hatte zu leben, kam dann, hielt bei mir um Julien an; sein Vater, Du, Julchen waret auf seiner Seite, so — saß ich da in der Patsche. Am Ende mußte ich. Jetzt aber, ihr wolltet klüger seyn, da sollte der Bursche das Mädchen entführen, und nun, und wenn er Reichshofrath würde, was er nicht werden kann, so sage ich nein: denn

er hat meine Tochter entführen wollen, und da spricht das Gesetz für mich.

Mein Gott, liebster Mann, Du wirst doch nicht glauben, daß ich etwas von diesem unvernünftigen Vorhaben wußte?

Er lächelte zweideutig. Zürnend wendete sich nun die Mutter an das unbesonnene Mädchen, darum heftiger zürnend, weil ihr Mann so ruhig war. Verkehrtes Mädchen, sagte sie bitter: ist es möglich? O mein Gott, so auf einmahl habe ich alle Früchte meiner sorgsamen Erziehung verloren! Julie, fiel Dir die Folge dieser rasenden Handlung nicht ein?

Aber, Frau, unterbrach sie der Amtsrath: wie kannst Du fragen? wie soll sie die Folgen dieser Handlung wissen? Du selbst weißt sie ja nicht.

Sie war verloren, rief die Amtsräthin, auf immer verloren. O Julchen, bedenke, wenn Du nun allein mit ihm unter allen Menschen, denn er und Du entsagtet durch diesen Schritt ganz und gar Euren Familien, allein

ohne Freunde, ohne Brodt, ohne Rath, ohne Unterstützung die Erde durchirrtet, von jeder Tugend entfernt, jedem Verbrechen dahin gegeben; —

Julie sah ihre Mutter mit großen bestürzten Augen an, und der Amtsrath sagte ungeduldig: Lieber Gott, das alles ist ja nicht so. Der Bursche hat Geld, und was er sagte, war so dumm nicht, und am Ende, liebe Frau, ließ ja Grohmann seinen Sohn nicht stecken, so wie am Ende Du Julchen auch nicht. Ich rede von den gesetzlichen Folgen einer Entführung, und hätte Julchen die gewußt, so hätte sie nicht ja gesagt. Sieh, Julchen, nach dem römischen Recht, wenn Dich Rudolph entführt hätte, und wir hätten Euch wieder eingehohlt, sieh, mein Kind, da hätten weder Thränen noch unser guter Wille geholfen, Du hättest, Du selbst, wählen müssen, entweder seinen Tod, oder —

Nimmermehr, rief Julie aufspringend und erblassend vor der schreklichen Vorstellung Rudolphs Tod zu wählen.

Ja, ja, da hätte nichts geholfen, siehst Du wohl. Entweder er hätte sterben, oder Dich auf der Stelle ohne Aussteuer heyrathen müssen. Das Gesetz heißt wörtlich: rapta raptoris aut mortem aut indotatas nuptias optet.

Auf der Stelle! sagte Julie erröthend, und trat dem Vater, der ihr eine so schöne Wahl frei ließ, näher.

Ja, aber ohne Aussteuer, sagte Nolden.

Ach, er wollte ja ohnehin nichts, nichts als mich, liebster Vater. Nein, Sie kennen ihn nicht, wenn Sie das glauben, und dies Gesetz, liebe Mutter, ist gewiß sehr vernünftig. Denn nun wäre schon alles in Ordnung.

Die Amtsräthin konnte sich nicht enthalten ein wenig zu lächeln, ihr Mann sagte verwirrt: ich sehe wohl, an Dir Mädchen sind alle Ermahnungen verloren. Geh zu Bette! Die Amtsräthin begleitete ihre Tochter. Sie umarmte sie mit einer wehmüthi-

gen Zärtlichkeit, wie sie allein mit ihr war. Heute Abend, Julchen, bist Du zu gespannt, zu voll Deiner eigenen Empfindungen, als daß Du verstehen könntest, was Dir Deine mütterliche Freundin sagen muß. Morgen früh, sobald Dein Vater nach Rohrberg abgefahren ist, sollst Du Rudolph sprechen. Gute Nacht! Julie entschlief unter dem heitern Gefühle der Güte ihrer Mutter, und unter den beglückenden phantasiereichen Vorstellungen, die das römische Gesetz über den Entführer bei ihr erregte, höchst zufrieden mit sich selbst ein. Ich möchte wissen, sagte sie noch, wie sie mit dem Schlafe schon kämpfte: ob das Recht hier in Reichenbach auch so vernünftig ist. Denn was frag ich nach der Aussteuer? Lieber Gott, ist nicht die Liebe die reichste Aussteuer die ein Mädchen erhalten und geben kann? Sie mahlte noch einmahl das Paradiesesleben in Rudolphs Armen aus; so sank sie in die schönen Träume einer süßen Nacht.

Am andern Morgen wurde Julie gerufen; sie gieng zu ihrer Mutter, und Rudolph trat einen Augenblick hernach in das Zimmer. Nach einem Eingange, in welchem die gütige Mutter den beiden Liebenden noch einmal ihren Schutz zusagte, fieng sie denn an über die gestrige Unbesonnenheit der beiden jungen Leute zu reden. Sie verlangte erst die Vertheidigung dieses Schrittes, die Rudolph sehr freimüthig und sehr eifrig gab. Julie sah Rudolphen an und dachte an die Folgen des römischen Gesetzes. Es kostete der Mutter nicht wenig Mühe, Julchen aufmerksam zu machen und Rudolphen zum Schweigen zu bringen.

Ich gebe Dir zu, mein Sohn, sagte sie sanft: daß es unrecht ist, wenn Eure beiden Väter Euch und Eure Liebe in ihren Haß verwickeln. Ich will sogar einmahl zugeben, daß, wenn Dir kein anderes Mittel übrig gewesen wäre, Du recht gethan hättest Julchen zu entführen; aber nun wirf einen Blick auf die Folgen. —

Was kümmern mich die Folgen, wenn ich recht thue? sagte Rudolph ernst. —

Richtig, mein Sohn, wenn Du nur die Wahl hast zwischen einer tugendhaften Handlung und einem Verbrechen. Aber in diesem Falle, wo Du auch etwas anders thun konntest, ohne Unrecht zu thun, gehören die Folgen mit auf Deine Rechnung. Wie? wenn nun Julchen durch Deine Entführung unglücklich geworden; wenn sie mit Dir in das hülfloseste Elend, in die allerbitterste Armuth versunken wäre; Rudolph, bedenke, wenn Julie durch diesen Schritt sogar lasterhaft geworden wäre?

Sie setzen da einen Fall, Frau Amtsräthin, der —

Sehr natürlich ist, mein lieber Sohn. Gesetzt, Du konntest als Gärtner leben, Dich und eine Familie erhalten: konnte denn Julie sich damit begnügen? Meynst Du, Rudolph, daß die Arbeiten einer Gärtnersfrau Julien, die im Ueberfluß erzogen ist, die gemächlich

zu leben gewohnt ist, nicht unglücklich gemacht haben würden? Kleide Julien in groben Flanell, gieb ihr statt eines Sophas einen hölzernen Stuhl, statt einiger guten Schüsseln ein mageres Gericht, und ich stehe Dir dafür, ihre Glückseligkeit ist dahin, nicht weil dies alles durch die Gewohnheit ihr nicht erträglich und zuletzt schmackhaft würde, sondern weil ihre Phantasie das alles nun einmahl zu einem glücklichen Leben hinzurechnet. Und nun setze den Fall, daß Du dies alles nur mit Mühe anschaffen könntest, daß Nahrungssorgen eure wenigen arbeitslosen Stunden zu noch schwereren Arbeiten Eures Gemüths machten, denke Juliens von der Sonne, der Arbeit, und den Sorgen, verbranntes, bleiches, eingefallenes Gesicht, die hohlen, glanzlosen Augen voll Thränen, das Herz voll Wünsche, daß sie sich doch nicht hätte von Dir bereden lassen, denke Julien so vor Dir. Was würdest Du gefühlt haben? Sprich!

Könnte sie nicht auch jetzt eben so unglücklich werden, wenn ein böses Geschick mich und sie verfolgte?

O ja, das könntet Ihr. Aber dann würde Julie ihren kummervollen Blick auf den Himmel wenden, und nicht auf Dich. Du würdest sagen: Julie, der Himmel ist hart gegen uns. Aber Julie würde nicht denken können: mein, Dein ist die Schuld. Du rissest mich aus dem Schooße des Ueberflusses in dieses Elend.

Julchen! sagte Rudolph fragend.

Sie faßte seine Hand, und sagte zärtlich: nein, so weit würde es nicht kommen, unsre gute Mutter würde uns nicht Noth leiden lassen.

Wenn aber, theure Julie, wenns aber so weit käme?

Ach, ich wollte mit Dir das höchste Unglück theilen, und doch glücklich seyn.

Rudolph schüttelte den Kopf. Die Amtsräthin sagte: das ist der Unterschied, Rudolph; Du würdest das sogar noch Glück

nennen, was Julie Unglück nennt, und was ihr so leicht mit Dir zu tragen scheint. Und dies ist noch das Wenigste, daß dieser Schritt Julien zu einem freudenlosen Leben verdammte; aber mit diesem Schritte zertrümmerst Du einen großen Theil des Grundes worauf Juliens Tugend ruht. Rudolph sah die Amtsräthin starr an; sie fuhr fort. Du leugnest doch nicht, daß ein Mädchen, das aus ihrem väterlichen Hause entflohen ist, ein Gegenstand des allgemeinen Mißtrauens, ich will nicht einmal sagen, der allgemeinen Verachtung ist?

O ja, rief Rudolph erbittert: ich weiß es, jeder Schritt, der nicht nach der einmahl vorgeschriebenen Sitte geschieht, heißt immer Narrheit oder ein Verbrechen. Soll ich darum aber nie etwas Auffallendes thun, wenn es mein Glück oder mein Gewissen fodert?

Davon rede ich nicht, sagte die Amtsräthin: und Du hast Recht. Die Urtheile der Menschen sind in diesem Falle fast immer un-

gerecht. Aber, mein theurester Sohn, es ist nun einmahl so. Bei jeder Tugend, die Ihr zeigtet, bei der höchsten Liebe und Treue, der Menschen fähig sind, bei allen Tugenden Eures ganzen Lebens, würde Euch dennoch das Mißtrauen aller Menschen nicht verlassen. Er hat sie entführt, sie ist ihren Eltern entlaufen! diese zwei Worte, leugne das, wenn Du kannst, würden Euren reinsten Tugenden den Schein der Nothwendigkeit, der Heuchelei geben. Man würde über Euer tugendhaftes, menschliches Leben wegsehen, um in Euren Herzen die Laster aufzusuchen, die ihr Mißtrauen rechtfertigen könnten. Das kleinste Versehen, mein Sohn, der unbedeutendste Fehler, den ihr machtet, ein Lächeln von Julien, der zufälligste Besuch eines Mannes in Eurem Garten, würde Euch der allgemeinen Verachtung Preis geben, würde Euch zu den verächtlichsten Menschen machen.

Glauben Sie mir, rief Rudolph höchst erhitzt: glauben Sie mir, ich würde in Juliens Armen das Urtheil, das verächtliche Ur-

theil der Menschen übersehen! laß sie urtheilen. Das höre ich jetzt nicht zum ersten Mahle. Das hat mein Vater mir tausendmahl gesagt. Ich fürchte das Urtheil der Menschen nicht, so bald ich mein Gewissen nicht zu fürchten habe.

Und dennoch würde der giftige Pfeil des Mißtrauens Dich treffen. O mein Sohn, sagte sie gerührt, vielleicht daß Deine eigene oder Juliens Hand diesen Pfeil in ihr eigenes Herz stieße. Ach, mein Sohn, laß mich das gestehen; einen Theil unserer Tugenden sind wir wahrhaftig der Achtung schuldig, in der wir bei der Welt stehen. Hat der Mensch erst keinen guten Nahmen mehr zu verlieren, so muß er übermenschlich tugendhaft seyn, um tugendhaft zu bleiben.

Wie? was meinen Sie? um Gotteswillen! rief Rudolph wild: was wollen Sie damit sagen?

Tausend Menschen, lieber Rudolph, sind wahrhaftig nur darum tugendhaft, weil man ihnen Tugend zutraut. Man will die Achtung

der Menschen nicht verlieren, und man schützt sich dadurch gegen den Reiz des Lasters. Denke, Julie ist hübsch. Sie ist mit ihrem Verführer ihren Eltern entlaufen, das würde das allgemeine Urtheil von ihr sagen. Rudolph, jetzt bitte ich Dich, überlege ruhig. Würde diese Vorstellung nicht eine Menge verächtliche Wüstlinge zu Julien, dieser hübschen Gärtnerfrau, führen? Würden diese Menschen sie nicht für eine leichte Beute halten? Würden sie nicht gegen Julchen noch einmahl so unternehmend, noch einmahl so unverschämt seyn als gegen andre? Julie warf sich hier schluchzend an ihrer Mutter Brust. Aber traurig ernst fuhr die Mutter fort: nein, meine Julie würde nie in ein Verbrechen willigen. Aber, Julie, welch ein Geier an Deinem Herzen würde dieser Gedanke seyn, daß man Dich für ein lüderliches Weib hielte? Aber würde nicht dieser Umstand der Verleumdung einen neuen Schwung, eine neue Gewißheit geben? Und nun, Rudolph, sagte sie aufstehend: wenn nun die bittere Noth auf Euch

eindränge, ein reicher wollüstiger Wüstling Gold böte und Ueberfluß, Juliens guter Nahme ohnehin verloren wäre, die Verführung sich darum alles erlaubte, welchen Schutzengel hätte denn Julie für ihre Tugend noch übrig als ihr Herz, ihre Grundsätze und den Glauben an ihre Pflicht? Und, nun Rudolph, Rudolph, ich frage Dich ernst, ernst wie Dein Richter, hast Du Juliens Herz, ihre Grundsätze, ihren Glauben an Pflicht so genau geprüft, daß Du mit Gewißheit weißt, wenn alle andre Bande, die den Menschen an die Tugend knüpfen, durch Dich gerissen sind, sie durch nichts ihre Sinne, durch nichts ihre Noth wird verführen lassen? Denn Schande darf sie nicht fürchten; sie kann so leichtsinnig handeln als sie will, denn die Welt hat sie schon verdammt. Und wenn sie nun nicht fest genug wäre, Rudolph? Diese letzten Worte sagte die Mutter mit bebender Stimme, und hob den zitternden Arm ihrer Tochter entgegen, und Julie, bebend wie die Mutter, schmiegte sich schluchzend an ihren

Busen, als suchte sie da den Schutzengel ihrer Tugend. Eine feyerliche Minute standen sie alle schweigend da.

Mit etwas furchtsamer Stimme fragte denn endlich Rudolph: aber was wäre diese Tugend werth, die so bewacht werden muß? —

Nichts, möchtest Du sagen, antwortete die Amtsräthin. Rudolph, ist ein schuldloses Leben nicht wenigstens ein theures unschätzbares Glück? Ich frage Dich, Du kennst Julien, Du weißt, daß sie schuldlos ist: möchtest Du sie heute noch bereden mit Dir davon zu gehen? Rudolph schlug die Augen nieder, und antwortete nicht. Die Amtsräthin wiederhohlte ihre Frage, und Rudolph sagte: so lange mir noch eine andre Hoffnung bleibt, nein!

Die Amtsräthin legte schweigend Juliens Hand in seine. Rudolph legte die Hand auf seine Brust, und sagte mit finstern Blicken: ich schwöre Ihnen, daß nur der Besitz dieser Hand mich glücklich machen kann, daß ich kein Elend kenne als von Julien getrennt

seyn, und daß mein Herz ewig Julien und der Tugend angehören wird, mir gehe es wie es wolle! O wahrhaftig, Sie erniedrigen die Tugend zu sehr, zu sehr! Sie machen sie zu einer Gesellschaftssitte. Sie ist mehr.

Ja, sie ist mehr, rief die Amtsräthin bewegt: sie ist der Trost dieses und die Hoffnung eines künftigen Lebens. Aber weil sie das ist, die kostbare, unschätzbare Blüthe unsers Lebensbaums, willst Du denn diese zarte Blüthe muthwillg den Stürmen des Lebens, dem Frost eines verschuldeten Unglücks Preis geben? Sieh, Rudolph, Juliens Tugend, die ietzt keimend aufblüht, die vielleicht noch nicht mehr ist als die jungfräuliche Unschuld ihrer stillen Brust, die erst wachsen, gedeihen und stark werden muß unter der Liebe ihrer Eltern, in der schuldlosen Stille des väterlichen Hauses, in der unbeflekten Reinheit ihres Rufs, diese keimende Blume willst Du aus dem Schutze, den die Vorsehung ihr angewiesen hat, hervorreissen, sie soll jetzt schon kämpfen, widerstehen, siegen, da sie

erst gedeihen soll. O der Tugend gehört eine Stütze in der Jugend, wie der Rebe eine Ulme, an der sie sich hinauf schlingt, bis sie fest und stark, sich wie ein Baum emporhebt und dem Sturm widersteht. Und Du wolltest Juliens Tugend diese Stütze nehmen? Rudolph? Du?

Rudolph kniete vor der Amtsräthin hin, in deren Schooße Julie weinend lag. Aber kalt hob er sich endlich wieder empor, und sagte: mein Vater sieht das anders.

Was sagt er? fragte die Amtsräthin.

Die Tugend gedeihet nicht, sagt mein Vater, unter dem Schirmdache der häuslichen Ruhe und des gewöhnlichen Lebens. Man muß seinen eigenen Weg gehen, um —

Man muß ein Sonderling seyn, mein Sohn, das sagt Dein Vater, lächelte die Amtsräthin, und sie fuhr nun eifrig fort: ich möchte den Jüngling nicht lieben, in dessen Brust nicht das Bild einer schönen, bessern Welt liegt, als die, welche er vor sich sieht, in der er wirken soll; ich würde ihn

nicht

nicht achten, wenn ihm nicht Diogenes Tonne, Regulus Marterfaß wünschenswerther vorkämen als die Thronen der Alexander und der Cäsaren. Die Ahnung des Bessern, die Hoffnung auf die Zukunft, die den Busen jedes bessern Menschen hebt, was ist sie denn anders als die Stimme des Himmels, die uns sagt: Du mußt ein Sonderling seyn!

Sehen Sie, das ist es, was ich fühle, was ich denke; das ist es, zu dem ich Julien führen wollte.

Dazu, mein Sohn? ich zweifele. Sey ein Sonderling in der Güte, in der Gerechtigkeit, in der Milde gegen Andre, in der strengsten Selbstbeherrschung gegen Dich selbst. Das ist es, wozu Dich die innere Stimme in Deinem Busen auffodert, wie jeden Jüngling; das ist wieder eine so gefährliche Brücke aus den Mährchen Deiner Jugend, die nur die Stärke des Glaubens an sich selbst, und die sanfteste Milde gegen die Menschen besiegt. O das wollt ihr auch, ihr Jünglinge. Mit Einem Riesenschritte wollt ihr den ungeheuren

Raum überspringen; aber die Leidenschaften des Ehrgeitzes, der Wollust, der Rachsucht, die wie zentnerschwere Gewichte an euren Füßen hängen, wollt ihr nicht ablegen. Alles was ihr thut ist, daß ihr euren Leidenschaften den Nahmen der Tugenden gebt, euren Ehrgeitz Muth zu edlen Thaten, eure Wollust Liebe, und eure Rachsucht Gerechtigkeit nennt. Ihr möchtet gern den tugendhaften Sonderling machen, und da euch das zu schwer, zu unscheinend ist, so thut ihr das Leichte, was der Tugendhafte that, Thorheiten. Ihr geht in Kato's nakten Füßen ohne Kato's Herz, kriecht in Diogenes genügsame Tonne, und späht durch die Ritzen nach den bewundernden Blicken der Welt, laßt eure Kinder mit geschornem Kopfe und bloßer Brust gehen, ohne für ihre Bildung zu sorgen, gebt zwei Schüsseln oder eine nur, und schwelgt in Kupferstichen und Prachtgeräthen, verachtet die Karten, und verläumdet in der Zeit, ein schlechteres Spiel; sprecht von Humanität, Weltbürgersinn, Negersklaven, und ty-

rannisirt eure Domestiken, redet von Freiheit und seyd die Sklaven eurer Eitelkeit, seyd grob gegen die Großen, mit denen ihr nicht in Verbindung steht, und kriecht nach dem Lobe und den Schmeicheleien eines Bekannten.

Bei Gott! rief Rudolph: das ist mein Bild nicht.

Nein, mein Sohn; allein hüte Dich, daß es Dein Bild nicht wird; denn es ist das Bild vieler Jünglinge, und Eitelkeit, Hochmuth und Eigenliebe führen so leicht dahin.

O Sie thun meinem Alter Unrecht, Frau Amtsräthin. Das thun Sie wahrhaftig.

Das thäte ich, Rudolph? O mein Sohn, entspringt denn nicht aus dieser Lust den Sonderling zu spielen die meiste Thorheit der Jugend? Eben darum ergreift ihr so begierig alles Neue; jede neue Meinung, sie sey so abentheuerlich sie wolle, findet an euch Anbeter, Vertheidiger und Vergrößerer; ihr sagt die allergemeinsten Dinge in den seltsamsten Ausdrücken um nur neu zu scheinen, tadelt jedes alte Verdienst, so groß es seyn mag,

ihr wollt lieber verrückt scheinen, als klug auf die gewöhnliche Weise, und oft verschwendet ihr die ganze Kraft eurer Jugend bloß an die Idee Original zu seyn, und erndtet da Schande, wo für euch Ruhm zu erndten war.

Julie, rief Rudolph: Deine Mutter verdrehet mir die Worte auf den Lippen. - Ich habe nicht von diesen rasenden Thoren geredet, die sich selbst anbeten; die wie die Herostrate den Tempel jedes fremden Ruhms anzünden, um sich einen Nahmen zu machen. Aber, Mutter, setzte er sanft hinzu: wenn ich nun um gerecht, um edel zu seyn, in den Kittel eines Tagelöhners kriechen müßte, wenn eine Mode, Sitte, Gewohnheit von mir fodern, was die Tugend, was mein Gewissen versagen muß, soll ich da nicht das Recht haben meinem Gewissen zu folgen?

Dann folge ihm, mein Sohn, folge ihm muthig, und setze Dich über alles andre hinweg, sey ein ärgerer Sonderling als Dein Held Diogenes. Du sollst nie mit der Tugend handeln, aber entzieh sorgfältig jedem

Blicke was Du der Mode, den Sitten, was Du den Vorurtheilen entziehst. Dein Herz sey Dir der Tempel des Sonderlings, nicht Dein Haus, Dein Zimmer, Dein Rock, Dein Tisch, und Deine Lippen. O mein Sohn, um ein Sonderling zu seyn, bedarf man der alleruneigennützigsten Tugend, der mildesten unerschütterlichsten Liebe gegen die Menschen, und der sanftesten mitleidigsten Billigkeit gegen ihre Thorheiten. Rousseau, dieser tugendhafte Sonderling, wurde der ungerechteste Menschenfeind, sein kindlicher, zutraulicher Charakter wurde mit einem giftigen Mißtrauen erfüllt, weil er auch in Kleinigkeiten den Sonderling machte. Der Sonderling giebt die Achtung der Menschen auf, und es ist sehr schwer die zu lieben, die uns nicht achten. Der Sonderling bezeichnet sich als einen Menschen, der stärker, größer, erhabner ist als die Menschen, also muß eine Schwäche, die man dem gewöhnlichen Menschen mit gütigem Mitleiden zu Gute hält, jenen lächerlich und verächtlich machen. Diogenes wurde verlacht, so lange

er tugendhaft war, eine Schwäche nur von ihm würde die Griechen so erbittert haben, daß sie ihn gesteinigt hätten. Jeder Sonderling, mein Sohn, der nicht ganz tugendhaft ist, wird verächtlich, und er verwickelt, wenn er nicht sehr menschlich denkt, alle Menschen, die mit ihm leben, in seine Verachtung und in sein Unglück.

Hier stand die Amtsräthin auf, sie faßte Juliens Hand, und trat mit ihr vor Rudolphen hin. Du liebst Julien, mein Sohn, sie liebt Dich. Sie soll einst Dein Weib seyn, willst Du. Du hast also nicht nur Dir von Deinen Handlungen Rechenschaft zu geben, sondern auch Julien, auch mir. Sag, möchtest Du sie noch heute entführen?

Nein, sagte Rudolph schnell: nein! Ich war nur meines Muthes gewiß, nicht Juliens. Aber, Mutter, setzte er ernst hinzu: nur mir, nur mir allein, habe ich Rechenschaft von meinen Handlungen abzulegen, nicht Julien, nicht Ihnen, und so fasse ich Juliens Hand und sage: ich hoffe glücklich

mit Julien zu werden, und Ihnen gebe ich die Versicherung, in meinem Herzen will ich nur Sonderling seyn, nicht in meinem Aeussern.

Julie warf sich an seine Brust. Die Mutter segnete sie Beide. Julie versprach ihm, ihn von Zeit zu Zeit zu sehen, die Mutter erlaubte es. Sie gab den beiden Liebenden die Versicherung, daß der Zorn der Väter nicht ewig dauren würde. Rudolph gieng.

Er war gewohnt, das was ihm die Amtsräthin sagte in der Einsamkeit zu überlegen, und er fand, daß ihre Gemälde von den Jünglingen auch ihm ähnelten. Er fand, er gieng aufrichtig mit sich zu Werke, daß die Eitelkeit zum wenigsten einen nicht kleinen Einfluß auf seinen Entschluß als Gärtner zu leben gehabt hatte. Bei dieser Entdeckung blieb er nicht stehen, er fand bald aus, daß die Eitelkeit bei seinen Lebensplanen eine größere Rolle gespielt hatte, als er in der Unterredung bei der Amtsräthin selbst gedacht hatte. Er fand, daß er bei allem, was er sich vor-

genommen hatte zu thun, nur Aufsehen hatte machen wollen. Er wiederhohlte sich der Amtsräthin Worte über diesen Punkt, und da diese die Meinung hatte, daß das Aufschreiben einer merkwürdigen Unterredung für einen jungen Menschen von größerm Nutzen sey als Lesen, sogar als die Unterredung selbst, da man durch das Aufschreiben gezwungen ist die Gründe derselben einzusehen: so hatte auch Rudolph die Sitte dergleichen aufzuschreiben. Er schrieb auch diese Unterredung mit der Amtsräthin auf. Er suchte sich ihrer eigentlichsten Worte zu erinnern. So faßte er den Sinn der Amtsräthin, und die Wahrheit ihrer Meinung.

Er gieng den ganzen übrigen Tag umher, um die Meinung der Amtsräthin zu widerlegen, oder sich davon zu überzeugen. Er kam damit zu Rande. Er überzeugte sich, daß sie Recht hatte, und nun faßte er fest den Entschluß ein redlicher Mann unter allen Umständen zu bleiben, im Glück und Unglück, der Unschuld seines Herzens, seinem Gewissen

alles in der Welt aufzuopfern. Selbst dich, dich, Julien! rief er in dem Enthusiasmus seines Entschlusses, und hob beide Arme zum Himmel empor. Aber zu gleicher Zeit entschloß er sich jedes Opfer, das er der Tugend brächte, jedem Menschen, selbst Julien zu verbergen, der ärgste Sonderling zu seyn, und der gewöhnlichste Mensch zu scheinen. Was ihn zu diesem, dem heldenmüthigsten, dem schwersten aller Entschlüsse brachte, war der Enthusiasmus, mit dem die Amtsräthin davon gesprochen hatte, die Schwierigkeit, die damit verbunden seyn sollte. Der junge Mensch nahm sich aus Ehrgeitz vor nicht ehrgeitzig zu seyn, was auch oft alte Leute thun.

Rudolph blieb nie bei Entschlüssen stehen, er fieng an seinen Plan auszuführen, der ihm Juliens Besitz und die Unabhängigkeit von Menschen sichern sollte. Sein Vater, der, wie viele Menschen, unaufhörlich von der Erziehung sprach und zu träge war, mehr zu thun als darüber zu reden, bekümmerte

sich um seinen Sohn wenig, und nannte das, um seine Trägheit zu beschönigen, seine Erziehung, außer daß er zuweilen, nach einem Streite mit dem Amtsrath, acht Tage lang seinen Sohn hatte arbeiten lassen. Rudolph konnte also seinen Plan ausführen, ohne daß Jemand es nur bemerkt hätte. Seine Mutter, die nicht von der Erziehung redete, aber Lust hatte zu erziehen, erhielt auf ihre Klagen und Anfragen von ihrem herrischen Manne allemahl den Bescheid: Laß ihn! er ist ein Mensch und kein Hund, der dressirt werden muß. Rudolph also richtete sich ein, wie er wollte. Er versagte sich die meisten Bequemlichkeiten, er aß an seines Vaters Tische, der trotz den Reden des alten Grohmanns von sokratischer Mäßigkeit, sehr sybaritisch war, oft gar nicht, sondern auf seinem Zimmer, bloßes Brodt. Er stand mit dem Aufgange der Sonne (es war im Sommer) von einem Strohlager auf, und warf sich denn auf die Betten um nur den Schein zu geben, als hätte er da geschlafen. Er fieng an zu ti-

schern, zu zimmern, zu schlössern. Er übernahm die schwerere Arbeit des Gartenbaus, des Grabens, des Wassertragens, und immer zu den Zeiten, wenn ihn Niemand sah, und dabei vergaß er die Bibliothek seines Vaters nicht. Mit einem unbeschreiblichen Eifer fieng er aufs neue die Mathematik, in der er kein Neuling war, an, und bearbeitete ihre praktischen Theile. Sein Geld, worüber er Herr war, verschaffte ihm die Instrumente, die er nöthig hatte. Er maß, er machte Risse, er arbeitete in der Mechanik, er machte Uhren, er zeichnete, er mahlte sogar. Ein großer Bau im Dorfe, wo er nie fehlte, gab ihm eine Menge Bau- und Kameralkenntnisse. Eine Wissenschaft führte ihn auf die andre, ein Handwerk zu einem andern. Der Bau im Dorfe machte ihn neugierig eine Kalkbrennerei zu sehen. Er gieng dahin, die Kalkbrennerei machte ihn zum Lithologen, das zog ihn unwiderstehlich zu einem Bergwerke in der Nähe, er sah die Schmelzen, die Eisenhämmer. Die Scheidekunst fieng

an ihm interessant zu werden. So hieng sich ein Rad ins andere, und zog ihn unaufhörlich fort.

Was anfangs ein Spiel der Phantasie gewesen war, wurde nach und nach für Rudolphs wißbegierigen Kopf eine brennende Leidenschaft. Hätte ihn sein Entschluß und die Liebe zu Julien allein treiben sollen, er würde, so fest er auch seine Entschlüsse zu halten gewohnt war, endlich unter der Ermüdung einer zwecklosen und so schwürigen Arbeit erlegen seyn. Allein seine Vorkenntnisse aus der Mechanik machten ihm das Begreifen der Maschinen leicht. Er besah nicht bloß wie ein Reisender, er studirte, er begriff, er legte Hand an.

Und dennoch würde er unter der verwirrenden Menge von Kenntnissen, die der Zufall ihm vorwarf, vielleicht verdorben seyn, wenn sein Vater nicht Reichenbach verlassen hätte. Dieser sah nur von seinem Sohn das Treiben, das Unstäte, das Mannigfaltige, was er studirte, trieb und machte; da er mit

sich selbst konsequent seyn wollte, so fragte er nicht, was machst du? und so wurde er nicht gewahr, daß sein Sohn sehr planmäßig verfuhr, daß Reisen, Lesen und Arbeiten mit einander giengen. Er fürchtete allein, daß die Langeweile seinen Rudolph jetzt zu der Ziegelhütte, dann zu einem Bergwerke, dann wieder an die Bücher oder an ein chemisches Experiment triebe, und so zog er in eine nahe Stadt, um ihm wieder mehr zu thun zu geben, und den ganzen Umgang mit Noldens abzubrechen.

Bis zu diesem Zeitpunkte aber hatte auch die äußere Gestalt des Charakters Rudolphs eine gänzliche Veränderung erlitten. Er hatte von der Unterredung mit der Amtsräthin an bis jetzt seinen Plan glücken sehen: er fand sich im Besitz mannigfaltiger Kenntnisse, die überall auf der ganzen Erde gelten, und er besaß diese Kenntnisse, ohne daß es Jemand wußte. Sein Geheimniß, das er so glücklich bewahrte, erregte doch ein wenig seine Eitelkeit. Man hätte es ihm in gewissen Stun-

den ansehen können, daß er ein großes Geheimniß wußte, aber mehr nicht. Er schwieg. Er zog sich sogar durch sein unstätes Umhertreiben die Vorwürfe der Amtsräthin zu. Er schwieg und arbeitete desto eifriger.

Dieses Schweigen aber überzog ihn mit einer anscheinenden Kälte, die ohnehin in seinem Plane mit lag. Sonst brauste er, vor Mitleiden oder vor Zorn auf, wenn er Unglückliche oder gedrückte Menschen sah; jetzt schwieg er, und half in der Stille dem Unglücklichen so viel er konnte, und — so ist der Mensch! — eben weil er half, ohne daß Jemand es wußte, so lachte er wohl zuweilen bei der Erzählung eines Unglücks, dem er abhelfen wollte, wenigstens hörte er es theilnahmlos an, oder er bewies ganz kalt, daß es so habe kommen müssen, weil jener ein Schurke, oder der Unglückliche ein dummer Teufel gewesen sey. Er konnte die Freude der Wohlthätigkeit genießen, denn er hatte Geld; allein er trieb diese Dinge so in der Stille, daß man ihn nie ertappen konnte.

Die Amtsräthin schüttelte oft den Kopf bei der Kälte des jungen Menschen, die er gegen alles äußerte, und noch mehr bei dem planlosen unstäten Leben, das er führte: am meisten aber war sie unwillig über den Ton den er angenommnn hatte. Sie sah die Flammen nicht, die der junge Mensch in seinem Herzen so sorgsam verbarg, sie sah die heiße Bewegung seines Innern nicht; sie sah nur die nachläßige Kälte, die lächelnde Miene oder die bitteren Schäckereien, mit denen er wie mit einer Larve sein Inneres verhieng. War sein Herz voll der erhabensten Empfindung, gerade dann kamen über seine Lippen die seltsamsten, derbsten Einfälle voll Scherz und Spott. Sie hielt das für gemeine Sitten, die er unter den rohen Handwerkern, mit denen er so viel lebte, annahm. Sie glaubte jetzt einzusehen, was ihn so heftig an diese Menschen anzog: Gemeinheit der Seele.

Hätte sie Rudolphen ihren Unwillen gesagt, er hätte sich vertheidigen müssen; aber

die besorgte Mutter schwieg und machte nur die Zusammenkünfte der beiden Liebenden so selten als möglich. Sie dankte zuletzt dem Himmel, daß ihr Mann und Grohmann sich gezankt hatten, sie war recht froh, daß Grohmann Reichenbach verlassen wollte. Sie sah Julien schon von diesem gemeinen Menschen erlöst.

Aber nicht so Julie. So kalt Rudolph auch war, so war er es doch nie, wenn er mit Julien allein war. Dies waren die seligen Augenblicke, wo er sein glühendes Herz öffnete. Hier brach die lang verhaltene Empfindung wahr und warm hervor, und wenn Julie ihm einmahl einen kleinen Vorwurf machte, und Rudolph stand vor ihr mit den funkelnden Augen, die Hand zum Schwur gelegt auf die bewegte Brust, und er fragte dann, und zugleich stürzten zwei Thränenströme über seine Wangen: Julie ist das Dein Glaube an mich? so schwieg jeder Zweifel in ihrer Brust. Ach, sie fühlte ja in seinem

nen Armen, in seinen erhabenen Träumen von der Zukunft, wie heiß sein Herz war.

Und diese Liebe, die Rudolphs einzige Belohnung war für sein Handeln und Schweigen, brach gewaltsam, brach allmächtig aus seinem Herzen hervor. Julie liebte ihn unaussprechlich um dieser Liebe willen, und sie sagte bei den finstern Prophezeihungen der Mutter jedesmahl für sich: könnte er so lieben, wenn er nicht ein edler Mann wäre! — was alle junge Mädchen sagen, nur nicht mit dem Rechte wie Julie.

Der von den Liebenden gefürchtete und von der Mutter ersehnte Abschiedstag kam. Rudolph sprach Julien eine Viertelstunde allein. Der Abschied von der Mutter hatte ihn mißtrauisch gemacht. Er zog sie ernst an seine Brust. Julie, sagte er kalt, was ich bis jetzt that, das that ich für Dich, was Deine Mutter auch dagegen sagen mag. Sie versteht mich nicht. Sie glaubt nicht, wie die Reisenden, daß unter dem Schnee des Hekla Flammen glühen. Könntest Du, Julie,

je diese Thräne, die heiß auf Deine Brust tropft mißverstehen, so — wäre ich unglücklich. Habe Glauben an mich, Julie. Mein Herz gehört der Tugend und Dir. Julie schwor, daß nichts ihren Glauben wankend machen sollte, und sie schieden wie glückliche, treue, tugendhafte Wesen.

Grohmann kam mit seiner Familie in einer nahgelegenen großen Provinzialstadt an, und hier in dem Gewühl von Menschen und Kenntnissen war Rudolph auf seiner Stelle. Er richtete sich mit seines Vaters Bewilligung, die er dessen Eitelkeit ablokte, vollkommen unabhängig von dem Gange der Haushaltung ein. Er ließ seinen Vater einen Theil seiner Arbeiten sehen, und machte ihm begreiflich, daß mit seinem Lebensplane das regelmäßige häusliche Leben nicht wohl bestehen könne. Sein Vater machte ein Paar große Augen bei den Papieren, bei den Planen, Rissen, Bemerkungen, Tagebüchern, die sein Sohn ihm vorlegte. Er hielt seinen Rudolph für ein Genie, dessen Kräfte durch seine singuläre

Erziehung in Bewegung gerathen wären. Siehst Du, sagte er zu ihm in dem hohen Gefühle der Vaterfreude und der Eitelkeit: das wußte ich, das sah ich voraus. Wollten es denn die Noldens glauben? In dieser Stunde des Triumphes bewilligte er seinem Sohne eine ansehnliche Summe zu seinem Unterhalte, gab ihm die Erlaubniß so viele kleine Reisen zu machen als er wollte, und zu leben wie es ihm gut däuchte.

Rudolph nahm dieser glücklichen Stunde wahr, und ließ die Freiheit, die er haben wollte, sich so unbegränzt bestimmen als es möglich war, und nun hatte er seinen Zweck erreicht; er war Herr über eine große Summe Geldes, von der er für sich wenig gebrauchen wollte. Er fieng sein Studium der Fabriken, der Künste, der Gewerke, des Handels hier von neuem an, und mit einem neuen Eifer. Er verband damit das Studium der lebenden Sprachen. Er machte unter allen Klassen von Menschen Bekanntschaften, und fand überall Freunde, weil er der gefälligste

Mensch war; aber dabei wurde er dem Anscheine nach immer kälter, verschlossener, und zu gleicher Zeit jovialischer. Es kitzelte ihn, wenn man den jungen Menschen, der sich belehren wollte, wegen seiner Kenntnisse anstaunte, wenn man nicht begreifen konnte, warum er dies trieb und jenes, nicht begreifen konnte, daß er, mit einer vollen Börse die er unbedenklich für seine Wißbegierde öffnete, zu Fuß Reisen, und ein Stück Brodt zu seinem Mittagsessen machte. Man erkundigte sich nach seinen Eltern; man wollte ihn anziehen, und er machte sich überall los. Ernst war er wie ein Greis, wenn es Kenntnisse betraf; aber außerdem war nichts mit ihm zu machen: denn er war ein Spötter. Es freute ihn, daß er sich selbst genug war.

Aber seine Stunde hatte geschlagen. In der Porzelänfabrik traf er den Aufseher mit einem jungen Mann in einer heftigen Unterredung.

Ich kann Sie nicht gebrauchen, sagte der Aufseher ernst, doch ohne Härte.

Der junge Mann sah ihn starr an, sagte stotternd: ich bitte Sie, bedenken Sie. —

Ich habe lange Ihre Parthei gehalten, antwortete der Aufseher. Sie haben Recht: es ist eine Arbeit zum Verzweifeln für Sie; aber ich habe auch Recht, oder vielmehr, ich kann nicht länger. Lesen Sie.

Er gab ihm einen Brief. Der junge Mann las, schlug sich vor die Stirn, und sagte: da bin ich wieder an derselben Stelle.

Der Aufseher zuckte die Achseln, sagte mitleidig: ich bedaure Sie, und wendete sich an Rudolphen, den er schon kannte.

Rudolph machte ihm eine Verbeugung, zeigte auf den jungen Mann, der voll Verzweiflung weggieng und folgte ihm. Nichts als das höchst interessante Gesicht des jungen Mannes hatte ihn angezogen. Der Fremde gieng vor Rudolph her zum Thor hinaus auf eine Promenade, die sich um die Stadt hinzog. Rudolph, der nicht wußte was Scheu war, scheute sich den Menschen anzureden. An einem Garten blieb jener stehen, holte

Geld hervor, überzählte das, und sagte vor sich in einem drolligen Tone: es reicht nicht hin; aber ich muß hinein!

Der drollige Ton machte Rudolphen Muth; er sagte, indem er dem Fremden die Hand bot, zutraulich: so seyn Sie mein Gast, lieber Freund.

Der Fremde sah auf, steckte schnell sein Geld ein, erröthete und stotterte etwas daher, was halb seine Empfindlichkeit, halb seine Furchtsamkeit anzeigte.

Rudolph sagte leicht: ich bin ein Mensch wie Sie; etwas reicher wie es scheint. Das ist alles, und Sie scheinen dies Alles für sehr wenig zu halten. Ich bin Ihrer Meynung ganz. Seyn Sie also mein Gast; ich bitte Sie darum.

Er faßte seine Hand, zog ihn in den Garten, sah ihn mit seiner frohen Treuherzigkeit höchst freundlich an.

Der Fremde blieb am Eingange stehen, und sagte gutherzig: ich will hier zu Mittage essen, und es ist hier theuer.

Rudolph lächelte, und gieng mit ihm in einen Laubengang.

Ich bin ein armer Teufel, hob der Fremde nun sehr zutraulich an. Ich habe eine arme Schwester, und der Teufel weiß, wie es zugeht, nie Geld. Ich gestehe Ihnen, daß ich mir alles, alles entziehe, um hier nur die Woche einmal essen zu können.

Ißt man hier so gut? fragte Rudolph lachend (es war ein theures Wirthshaus).

Was essen? Ich weiß nicht, ob ich esse, wenn ich nur dem Mädchen gegen über sitze.

Dem Mädchen? fragte Rudolph und drehete sich schnell gegen den Fremden. Und darum? Sie sagen selbst, Sie haben eine arme Schwester, die vielleicht Hunger leidet.

Nein, sagte eifrig der Fremde: das nicht. Zwar ists nicht viel besser. Ich thue was ich kann. Ich lebe, — eine Maus lebt von mehr als ich. Aber Sie sollen das Mädchen sehen.

Sie giengen in den Eßsaal, und der Fremde zupfte Rudolph am Aermel. Da trat

ein zwölfjähriges Mädchen, die Tochter des Wirths, in das Zimmer, und nun hatte der Fremde die Augen für alles andre außer für das Mädchen verloren. Das Mädchen war schön, aber nur ein Kind. Der Fremde nahm an der Unterhaltung bei Tische nicht Theil. Verstohlen heftete er nur von Zeit zu Zeit seine Blicke auf das Mädchen, lächelte, wenn sie lächelte, und sah ernst, wenn sie ernst sah. Sobald das Mädchen verschwunden war, stand er mit einem tiefen Seufzer auf, um zu gehen.

Rudolph gieng mit ihm. Solch eine stumme Liebe gegen ein Kind war ihm lächerlich. In das Kind sind Sie verliebt? fragte Rudolph doch ernster.

Zum Sterben! antwortete der Fremde.

Und darum essen Sie die Woche einmahl hier? und Ihre Schwester?

Ach, die weiß es, die weiß diese glühende Leidenschaft.

Verliebt in das Kind?

O, o; Sie glauben nicht wie weit das geht, lieber Herr, und dann bin ich noch in ein Gesicht verliebt. Das kostet mir zwar kein Geld, aber Wege und Mühe.

In noch ein Gesicht?

Ja, in einen alten Mann, und ich weiß nicht, was ich vorziehe, das Kind oder den Alten.

Wie? fragte Rudolph mit gespannter Neugierde. Scherzen Sie, oder —

Mit nichten! Sie glauben nicht, wie schön der Kopf ist. Falten, die der heisseste Schmerz auf die Stirn gedrückt hat, auf eine Stirn, o mein Herr, die der Sitz des edelsten Stolzes ist. Ein Paar Flammenaugen, die durch Mark und Bein brennen, und doch auf der Erde nichts mehr suchen als ein Grab, alles verächtlich finden, Menschen und Leben, nur den Mann selbst nicht, der sie trägt. Eine Gestalt, von schweren Leiden gedrückt, und doch so stolz; so geht ein König, der eine Krone weggeworfen hat, weil er sie armselig fand. Stellen Sie das Kind mit der Tau-

benunschuld, mit dem frohen Lächeln der schuldlosesten Freude, mit diesen ruhigen Augen neben den Alten, und Sie haben das erhabenste Gemählde des Lebens, die frohen Kinderjahre, und die erhabne Resignation der Weisheit, des Muthes, der das Leben beherrscht. Ich habe einen Oedip daraus gemacht, an dessen Seite ein tröstender Genius geht in der Gestalt seiner Tochter; einen Herkules hätte ich daraus machen sollen, der an der Hand seiner jüngsten Tochter zu seinem Scheiterhaufen geht. Aber ich treffe von dem Alten nicht einen Zug, das Mädchen gerâth mir besser.

Dies alles sagte dieser Mensch mit einem Enthusiasmus, mit einem Feuer, das jetzt Rudolphen in ein lautes Lachen brachte, da er jetzt erst einsah, wen er vor sich hatte. Sie sind ein Mahler? fragte er. Und welches war die Arbeit, von der der Fabrikenaufseher sagte, sie setze Sie in Verzweiflung?

Der Künstler setzte ihm mit einem Ernste, der höchst komisch war, seine Umstände aus

einander. Er war in der That so arm ein Mensch nur seyn kann, und sein Enthusiasmus für die Kunst war es, der ihn so arm machte. Er hatte anfangs Portraits gemahlt um zu leben, aber nie traf er die Züge eines Menschen, den er mahlte. Er that jedesmahl von seinem Ideal so viel hinzu um das Porträt zu verderben. Aus Noth hatte er endlich Porzelän mahlen müssen, und zwar — o Schicksal! nur einen blauen Punkt, der den Kreis um die Tasse bildete.

Er hat Recht, der Aufseher, fuhr er in der Erzählung seines Geschickes fort: ich war dazu nicht brauchbar. Ich verdarb mehr Tassen als ich vollendete. Man hat mich lange geschont, und nun, jetzt, heute, lieber Gott! meine arme Schwester! Aber bedenken Sie auch, einen Kreis, einen blauen egalen Kreis! Es war zum Verzweifeln.

Die meisten Menschen, warf Rudolph dem Künstler ein: haben nichts als Jahr aus Jahr ein einen Kreis zu mahlen, und befinden sich wohl dabei. Aber lassen Sie uns

doch gehen, Ihr Mädchen und den Alten zu sehen, und bei Gelegenheit nachzufragen, ob Ihre Schwester gegessen hat.

Meine arme Schwester! welch ein Donnerschlag für sie! Sie war so glücklich, wie ich das Stellchen bei der Fabrik erhalten hatte. Freilich wußte sie nicht, was mir die Tassen, die ich umkreiste, kosteten.

Wahrscheinlich so viel als einem Furchtsamen eine Reise um die Erde. Aber lassen Sie uns gehen!

Ich werde Ihnen nicht viel zeigen, sagte der Mahler, wie sie die fünf Treppen zu seinem Zimmerchen hinaufstiegen. Aber was Sie auch sehen werden, ich fühle dennoch, daß ich für die Kunst gebohren bin. Jenes schöne Mädchen ist doch nur die Hülle der Gestalt, die mit Himmelszügen nur durchschimmert, die ich nur in Träumen, nur in warmen aufwallenden Gefühlen fasse, von der ich nie sagen kann, ich kenne sie; aber ich habe sie gekannt. Die Schönheit liegt in dem Herzen, in der Brust, die unentweihte Schön-

heit. Selbst Raphael hat nur einzelne Strahlen der Schönheit, die er dachte, über seine Madonnen gegossen; ach, das fühlt man, wenn man bewunderns vor ihnen steht. Aber den Charakter mahlt keiner so groß, so rührend als die Natur sie bezeichnete. Schönheit ist Ruhe, Charakter ist Leben, und Farben und Leinwand sind todt.

Sehen Sie! Mit diesen Worten riß er sein Zimmerchen auf, und ohne seiner Schwester ein Wort zur Erklärung zu sagen, nahm er den Kopf des Mädchens von der Stafelei, und hielt ihn Rudolphen hin.

Rudolph wußte wahrlich nicht, auf wen er zuerst die Blicke schlagen sollte, auf die Lebendige, die mit einem frohen hübschen Gesichte in der armseligsten Kleidung erröthend da stand, oder auf das gemahlte Mädchen, das in himmlischer, unschuldiger Schönheit von der Leinwand ihm entgegen lächelte.

Und Sie leiden Noth? fragte Rudolph erstaunt und betrachtete die athmende Leinwand.

Wie gesagt, die bitterste von der Welt, nicht ich, aber meine arme Schwester. Er reichte jetzt seiner Schwester die Hand. Armes Kind! rief er: Da hast Du das Letzte, was ich habe Dieser Herr —

Dieser Herr, hob Rudolph an, den die ganze Wirthschaft des Mahlers sehr interessirte, will Ihnen dieses Gemählde abkaufen. Bestimmen Sie den Preis, mein Herr, und nicht zu niedrig. Freudig trat seine Schwester näher. Mit verliebten Blicken sah der Mahler den Kopf an. Was wollen Sie damit? fieng er an, und nun setzte er ihm alle Fehler des Kopfes auseinander. Er wollte sich von dem Kopfe nicht trennen. Die Schwester winkte, flüsterte endlich. Mit einem tiefen Seufzer reichte er Rudolphen den Kopf zu. Er ist nicht viel werth, aber ich gebe ihn ungern weg.

Rudolphen war diese Kunstliebe rührend. Er stellte den Kopf wieder auf. Sie behalten ihn noch Jahr und Tag. Der Künstler wird ihn mir schöner wieder geben. Aber

mein ist er, oder Sie müßten mir eine ähnliche Kopie geben wollen. Und, hier reichte er dem Künstler die Hand: mit Einem Worte, ich will von Ihnen die Kunst lernen, und dafür will ich Sie lehren, was ich weiß, mit Ihrer Kunst Brodt erwerben. Er zählte eine Summe auf. Der Mahler sah sie nicht an, er reichte sie seiner Schwester von der Seite, und hatte seine traurigen Blicke auf den Kopf geheftet.

Jetzt holte er den Kopf des Alten hervor, und Rudolph sprang zurück, so faßte ihn der kalte, stolze Blick des Kopfes. Das ist ein Mann! sagte er endlich im Anschauen verloren. Ich wollte schwören, ein edler Mann, ich wollte schwören, ein Mann . . . wo wohnt er, lieber Freund? Wo? Unglücklich, sagten Sie ohnehin, wär er? Was ist er? Wo wohnt er?

Ich habe ihn nur einige Mahle auf dem alten Schützenhofe gesehen. Sehen Sie, diese Stirn, o Sie sollten ihn sehen, wie stolz er sich in seinen Lumpen trägt.

Lumpen? Auf dem alten Schützenhofe?

Dahin kommt er zuweilen. Ehedem öfter als jetzt; aber von Zeit zu Zeit kommt er auch jetzt noch mit seiner Tochter, ein unbedeutendes Gesicht, bis auf einen Zug von Schwermuth und Schmerz, der das blasse Gesicht verschönert.

Wie jedes Gesicht; fiel Rudolph ein: denn der Schmerz ist der Familienzug des Menschen.

Aber, fuhr der Mahler fort, ich habe viel von Vater und Tochter gelernt, daß es eine Liebe geben kann ohne Zärtlichkeit, eine innige Verbindung ohne Vertrauen. O ich gäbe alles darum, wenn der Unglückliche mir säße. Ich habe sie belauscht, selige Augenblicke! Wenn der Vater die unglückliche Tochter tröstete, o wenn er vor ihr stand mit der aufgehobenen Hand, mit den funkelnden Blicken ein Paar Worte von der Verachtung des Lebens hart über sie hinwarf. Ich hätte der aufgehobenen Hand ein Opfermesser geben dürfen, und er war der Opferpriester auf dem

dem Gemählde von Carl Vanloo. Kennen Sie das? Es hängt in Potsdam. Er schreitet mit dem erhobenen Opfermesser auf Iphigenia zu, die bleich und verstummt an dem Holzstoße versunken ist. Sehen Sie hier, diesen Brouillon. Geben Sie dem Mädchen einen Opferkranz, der Hand dort einen Dolch — und das Opfer ist fertig.

Rudolph sah die Zeichnung an; aber sein Herz war bei dem Vater. Er überhörte alles was der Mahler sagte. Auf dem alten Schützenhofe? fragte er. Er nahm Abschied, und gieng gerade nach dem Schützenhofe, der nahe an der Stadt an einem unbesuchten Wäldchen sehr reizend lag.

Er fand dort Niemanden, als den Holzwärter, der in dem verfallnen Schützenhause wohnte. Er erkundigte sich nach dem Alten und seiner Tochter. Der Holzwärter hatte kaum bemerkt, daß sie dort gewesen waren. Er kehrte voll von den Gedanken an den Alten und den Mahler zurück.

Den andern Tag war er bei dem Mahler; Rudolph zeichnete richtig, aber er war ohne allen Kunstgeschmack. Der Enthusiasmus des Künstlers brachte ihn zum Lächeln; aber er war ihm rührend, weil es Enthusiasmus war. Die unbesorgte, arglose Gutherzigkeit des Mahlers hatte sein Herz erobert. Er war entschlossen dem jungen Mann fort zu helfen, so viel er konnte. Um sich näher an ihn anzuschließen nahm er Unterricht bei ihm im Zeichnen und Mahlen, und nun entdeckte er in Seitler (so hieß er) ein so reines kindliches Herz, das alle Menschen eben so liebte, wie er seine Schwester liebte. Er fand, daß Seitler nicht allein der Kunst, sondern auch seiner Schwester, die zartesten und schwersten Aufopferungen gemacht hatte.

Rudolph wußte die Kunstfertigkeit seines Freundes sehr bald zu dessen Vortheil zu gebrauchen. Er fand bald unter der Menge seiner Bekannten Gelegenheit ihm Verdienst zu schaffen, den der Künstler gar nicht einmahl geahnet hatte. Er mahlte in den

Nebenstunden Fächer, Kleider, Stickmuster, kleine Gemählde, und Rudolph verhandelte das alles, und seitdem nannte ihn Seitler seinen Vormund. Seine besten Stunden konnte er frei für die Kunst gebrauchen. Er darbte indeß jetzt noch eben so; denn er sparte auf eine Reise nach Dresden, und, setzte er seufzend hinzu: vielleicht nach Rom.

Seitler sah Rudolphen für ein höheres Wesen an, das ihm zum Schutz gegeben sey; denn wenn er sonst einen Kopf sah, der ihm interessant schien, so mußte er ihn Zug vor Zug von der Gasse, oder aus einer Gesellschaft, oder von einen Spatziergange Monate hindurch nach Hause tragen, weil er viel zu furchtsam war dem Menschen, der den Kopf trug, seinen Wunsch ihn zu mahlen, zu sagen. Seit aber Rudolph sein Freund war machte das gar keine Schwierigkeit; Rudolph brachte ihm die Leute zum Sitzen auf eine oder die andere Weise. Selbst das schöne Mädchen in dem Speisegarten saß Seitlern; denn Rudolph war nach einigen Wochen in dem väterlichen Hause

des Mädchens so bekannt, als in seinem eigenen. Manchmahl stieß auch der Mahler mit seinen Augen auf einen seltsamen, übelgelaunten Kopf, der Rudolphen derb abwies; dieser aber ließ sich nicht abschrecken, und half nichts, so lockte er jenen zu sich auf sein Zimmer, wo der Mahler hinter einer spanischen Wand zum Mahlen bereit war.

Manche höchst belustigende Szene war daraus für Rudolphen entstanden, und es war ihm recht lieb, wenn Seitler mit bestürztem Gesicht zu ihm kam und rief: o ein Gesicht! ein Kopf! Jupiters Stirn! und so weiter. Er ließ sich den Mann zeigen, und nun studirte er ihn, seinen Charakter, die Art an ihn zu kommen mit eben dem Vergnügen als der Mahler die Züge seines Gesichts.

Ach, sagte jedes Mahl Seitler, wenn er den Kopf auf der Leinwand hatte, seufzend: der sehende Oedip, der Alte vom Schützenhofe! wird mir auch der einmahl sitzen? —

Sobald er wieder sichtbar ist, sagte Rudolph versichernd.

Seitler kam nach einigen Tagen zu Rudolphen, rief: er ist da! mein Oedip ist wieder da. Ich redete ihn an; aber er ist ein Bär, der Niemanden Rede steht. Er ist noch da.

Rudolph flog nach dem Schützenhofe. Er näherte sich hinter den Gebüschen des Wäldchens dem Alten und seiner Tochter. Seitler hatte das Gesicht des Alten richtig beschrieben. Furchtlos hatte sich Rudolph jedem andern genähert; hier stand er an. Der Alte redete ein Paar Worte im tiefen Baß, die Tochter saß und strikte. Gegen Abend stand er auf, und gieng. Rudolph folgte ihm von weitem. Sie giengen in der Vorstadt in ein kleines abgelegenes Häuschen. Alles was er hier von den Nachbarn hörte, war so viel als nichts. Ein alter Kerl, sagte man: der seit kurzem hieher gezogen ist. Gott weiß wer er ist, er kommt in keine Kirche. Er sieht keinem Menschen ins Gesicht. Gott weiß was ihm auf dem Gewissen liegt.

Die Paar Worte, die Rudolph von dem Alten gehört hatte; die Kleidung des Mädchens, die, obwohl sehr einfach und wohlfeil, einen eleganten Schnitt hatte, sagten Rudolphen, daß sie nicht zu der gemeinen Klasse der Menschen gehörten. Rudolph machte mit dem Holzwärter auf dem Schützenhofe Bekanntschaft, und brachte ihn durch ein kleines Geschenk leicht dahin, dem Alten, der dort nichts verzehrte, den Aufenthalt so bequem zu machen als möglich. Er selbst, denn er hatte seinen Sinn drauf gesetzt, der Alte sollte sich mahlen lassen, brachte jetzt die Nachmittage auf dem Schützenhofe zu, er arbeitete dort, was er zu arbeiten hatte, und erwartete den Alten. Wie dieser das erste Mahl wieder kam, gieng Rudolph vor ihm vorüber dem Wäldchen zu. Er grüßte den Alten im Vorübergehen; dieser dankte mit finstern Blicken. Nach einer Stunde kam er zurück, sagte wieder im Vorübergehen ganz leicht: hier sitzt es sich recht angenehm! Das Mädchen nikte mit dem Kopfe, der Alte schlug

den finstern Blick langsam auf Rudolphen, und schwieg.

Rudolph gieng dem Hause zu, setzte sich in der Ferne an einen Tisch, den er vor die Thüre bringen ließ, und zeichnete die Gegend. Des Holzwärters Kinder, denen er einige Bonbons mit gebracht hatte, beschäftigten sich um ihn her. Der Alte sah ein Paar Mahl mit krauser Stirn nach ihm zurück, dann stand er auf, trug die beiden Stühle, die ihm der Holzwärter gebracht hatte, in das Haus. Rudolph redete ihn unbefangen an, er mußte bei ihm vorüber. Der Alte antwortete nur mit einzelnen Worten, und gieng.

Das nächste Mahl redete Rudolph ihn bestimmt an. Der Alte sah ihn einmahl flüchtig an, und sagte kalt und verdrüßlich ein Paar Worte. Rudolph sagte ihm dann ein Paar artige Worte über seine Liebe zur Einsamkeit. Ja, sagte der Alte, ich liebe es allein zu seyn, und darum, mein Herr, ersuche ich Sie mich auch allein zu lassen.

Rudolph erröthete und gieng. Noch ein Paar Mahl nahm er Gelegenheit den Alten anzureden, ihm Bequemlichkeiten anzubieten, ihn aufmerksam auf die Gegend zu machen. Der Alte erhob sich auf einmahl von seinem Stuhle, stand in einer festen Stellung vor Rudolph da, und sagte: junger Mensch, ich liebe hier dieses Plätzchen. Sie werden mir es verleiden. Ich liebe allein zu seyn. Was wollen Sie von mir?

Mit zufahrender Wärme antwortete Rudolph: ich bin ein Mensch, ich möchte gern Ihrem kummervollen Gesichte ein Lächeln abgewinnen.

Nun denn, sagte der Alte mit einem bittern Lächeln: den Wunsch haben Sie erreicht.

Rudolph ergriff seine Hand. Sie scheinen nicht glücklich zu seyn, und mögen Sie es einem Menschen verdenken, wenn er einen Menschen mitleidig frägt: warum bist du nicht glücklich?

Die Frage ist sehr menschlich, erwiederte der Alte frostig, ohne seine Hand zurückzuziehen: denn alle meine Nachbarn thun sie mir; aber ich liebe die Neugierde so wenig als die Gesellschaft.

O möchte mir Ihr Geschick ewig unbekannt bleiben, wenn ich Sie nur erheitern könnte.

Das können Sie, wenn Sie mich mir selbst und meiner eigenen Gesellschaft überlassen wollen. Er zog jetzt seine Hand los, setzte sich nieder, und schlug seine Blicke ruhig auf eine andere Seite.

Wenn Sie auch der Menschen nicht bedürfen, sagte Rudolph sanft: so sollten Sie doch die Hand eines Menschen, wahrhaftig eines Menschen im bessern Sinne, nicht so rauh von sich stoßen. Der gute Wille verdiente einen bessern Lohn als diesen.

Der gute Wille? sagte der Alte mit den Achseln zuckend: o was verdient der nicht? der gute Wille? Doch ja, junger Mensch, ich bin auch einmahl jung gewesen; auch er-

innere ich mich dieser Empfindungen noch wohl. Der gute Wille? Der gute Umlauf des Bluts, der schnelle Puls, die lebendige Phantasie, o ja, welche Tugenden können die nicht schaffen! O ja, auf der Bühne der Jugend werden erhabene Schauspiele gespielt, die in der Hitze des Spiels der Acteur für wirklich nimmt, bis er von dieser Bühne in die Jahre des Mannes tritt, wo die Münze, die er großmüthig auf dem Theater ertheilte, falsch ist! falsch! falsch! sage ich. Alles falsch! sage ich!

Hier trat die Tochter zu dem Vater. Nicht alles, mein Vater, sagte sie betrübt.

Der Alte, der mit einer bittern, ergrimmten Kälte geredet hatte, suchte sich zu fassen. Er gab seiner Tochter die Hand. Du weißt wie ich das meyne, mein Kind, sagte er ruhiger. Du kannst nicht dafür, ich nicht. Es ist weise zu schweigen. Laß uns gehen! Er ergriff seinen Stock.

Rudolph trat vor ihn hin, und sagte (er war außerordentlich gerührt) mit stocken-

der Stimme: und wäre das auch ungültige Münze, die ich Ihnen zu bieten habe, eine Brust voll des zärtlichsten Mitleidens, dieses nasse Auge, — es ist selten naß geworden, mein Herr, — diese kindliche Theilnahme an Ihrem Geschick, warum soll sie nicht gelten was sie gelten kann?

Recht so! sie gilt auch, wie das Papiergeld. Schade daß sie so verrufen ist, daß nur Thoren oder heuchlerische Wucherer sie nehmen, sagte der Alte sich immer mehr zur Ruhe zwingend. Er streichelte bei diesen Worten die Wange seiner Tochter, über die langsam Thränen rollten.

Sie mögen sehr unglücklich gewesen seyn, die Menschen mögen sie unerbittlich hart beleidigt haben; aber diese Thränen Ihrer Tochter sind —

Thränen! sagte der Vater zweideutig.

Die eines bessern Geschickes werth sind, als des Spottes von dem Manne, für den sie fließen.

Die Thränen der Tochter flossen bei dem Worte Spott häufiger. Sie hob matt das Haupt, das an der Brust ihres Vaters lag, auf, und sagte wehmüthig: ach, sie werden nie in diesen Augen vertrocknen. O mein Vater, was muß ich thun, daß Sie mir glauben?

Weise seyn, mein Kind! sagte der Alte finster und entschlossen! Ich liebe dieses zweideutige Zeichen des Schmerzes und der Freude, die Thränen nicht. Der Haß weint auch. Du bist meine Tochter, meine gute Tochter sogar, laß uns gehen. Deine Mutter weinte auch. Heftig richtete sich die Tochter auf, heftig trocknete sie die Thränen. Aber ihre Brust hob sich gewaltig in dem Gefühle eines Schmerzes, den sie unterdrücken wollte. Der Alte sahs, und setzte beruhigend hinzu: wir weinen alle!

Das Mädchen stand da in der heftigsten Anstrengung den Schmerz zu unterdrücken. Sie vermogte es nicht. Lassen Sie uns gehen! sagte sie mit gebrochenen Worten; aber

bleich, und kraftlos fiel sie auf ihren Stuhl zurück.

Ihnen wird nicht wohl, Mamsell? sagte Rudolph, und stellte sich an ihre Seite um sie zu halten. Sie machte vergebens einige erleichternde Bewegungen, sie mußte endlich gestehen, ihr sey nicht wohl. Rudolph holte ein Glas Wasser. Während sich Rudolph mit dem Mädchen beschäftigte, gieng der Vater unruhig auf dem Platze auf und nieder. Er kam stumm zu seiner Tochter, legte seine Hand an ihre bleiche Stirn, warf ihr einen liebkosenden Blick zu, den sie mit einem sehr heitern Blick beantwortete, und dann gieng er wieder auf und nieder.

Rudolph faßte des Mädchens Puls. Er gab sich das Ansehen als ob er sich auf die Krankheit verstände, und behauptete, das Mädchen dürfe noch nicht gehen. Der Alte wurde bei dieser Versicherung ängstlicher. Er brachte seine Tochter mit Rudolphs Hülfe in das Schützenhaus. Hier legte sie sich einige Minuten in einen Lehnstuhl. Der Vater saß

an ihrer Seite. Man sah die Mühe die er sich gab heiter zu scheinen, und milder. Er sprach sogar mit Rudolphen sanfter und zusammenhängend. Seine Urtheile über Menschen wurden milder.

O, rief auf einmahl die Tochter, und drückte ihres Vaters Hand an ihre Lippen: o daß ich doch immer in dem Zustande des Sterbens seyn könnte! mein Vater würde heiter seyn um mich zu beglücken!

Gegen Abend war ihr so wohl, daß sie gehen konnte. Rudolph führte sie. Nahe an der Stadt wollte der Vater das Mädchen Rudolphen abnehmen. Rudolph wollte nicht. Sie bedenken nicht, sagte der Vater ein wenig spöttisch: daß meine Tochter nicht so gekleidet ist —

Empfindlich über diese ihm zugetraute Armseligkeit sich des Mädchens zu schämen, antwortete Rudolph: ein Schauspiel der Jugend, mein Herr, dessen ich mich erst schämen werde, wenn ich ein Mann bin. Ich

bin jetzt noch jung genug, eine Kranke zu führen, die nicht prächtig gekleidet ist.

Wenn Sie, sagte jetzt der Alte ernst: das Aufsehen nicht zu scheuen haben, so scheue ich es. Das Mädchen bat Rudolphen sie ihrem Vater zu überlassen. Der Alte führte die Tochter die wenigen Schritte durch die Vorstadt in ihr Häuschen.

Rudolph aber, jetzt aus eigenem Interesse, nicht mehr aus dem Interesse des Mahlers, schlüpfte in die Thüre des Häuschens, wo der Alte wohnte. Er pochte leise an die Stubenthüre, öffnete und trat hinein. Ich danke Ihnen, sagte der Alte eifrig: ich danke Ihnen für Ihre Mühe. Ihr ist wieder wohl, wie Sie sehen. Das Mädchen raffte einige Sachen, die umher lagen, zusammen, um sie über die Seite zu schaffen. Besuche, so schloß der Alte mit einem harten Tone: will ich nicht, durchaus nicht.

Rudolph sagte ruhig: ich will nichts weiter als mich überzeugen, ob Ihre Tochter gesund ist, und dann, mein Herr, ich bin ge-

wohnt auch die Vorurtheile anderer Menschen zu ehren, weil ich selbst davon nicht frei bin. Ich werde Ihr Mißtrauen schonen, ob es gleich ungerecht ist. Ich bitte Sie mich anzuhören. Sie werden mich nicht wiedersehen, wenn Sie durchaus nicht wollen. Aber, mein Herr, Sie können Menschenhülfe nöthig haben, wenn auch nicht für sich, doch für Ihre Tochter. Ich habe viel: guten Willen Ihnen zu helfen, Muth wenn es seyn muß, sogar das Unglück anderer zu theilen, und damit, mein Herr, denk ich weit zu reichen. Ich bin nicht arm. O lächeln Sie nicht so spottend. Ich bin nicht arm, weil ich wenig Bedürfnisse habe, und arbeiten kann. Es ist mir vergönnt ein Mensch zu seyn, weil ich nicht von Menschen abhängig bin. Ich sehe an Ihrer Miene, Sie stoßen mich von sich. Vielleicht haben Sie an der Empfindung, mit der Sie den Schmerz tragen, eine bessere Hülfe als Ihnen die Liebe eines Menschen geben kann. Aber Ihre Tochter? auch die? kann Sie auch ohne ein Herz, das ihr Unglück

theilt

theilt das Unglück muthig tragen? Dürfen Sie eine Last auf ihr Herz laden, weil Sie die Last allein tragen können? Dürfen Sie das? Dürfen Sie alles? Weil Sie des Freundes entbehren können, müssen Sie auch Ihre Tochter in Ihr hartes Geschick verwickeln? Wie Sie wollen, mein Herr. Ich sehe Sie nicht wieder, aber ich werde von heute an nie aufhören Ihre Tochter als meine Schwester zu betrachten, von der ein zu harter Vater mich trennt; ich werde nicht aufhören Sie als meinen Vater anzusehen, der den Sohn von sich gestoßen hat. Ich heiße Grohmann. Was ich vermag, darauf können Sie rechnen, und ein Mensch, der will, vermag viel.

Das Mädchen stand mit ungewissen Blicken bei dieser Rede da; aber der ruhige, und doch so zärtliche Ton, mit dem Rudolph redete, drang tief in ihr Herz. Thränen, bessere, sanftere, schönere Thränen rollten über ihre Wangen. In ihrer Brust erwachte das Gefühl der Dankbarkeit, des Vertrauens, ob sie gleich fremd und verwirrt da stand. Wie

aber sich Rudolph ihr näherte, und mit den sanftesten Tönen der Liebe und des Vertrauens zu ihr sagte: wenn Du einst allein bist, verlassen, dann vertraue Du Dein Geschick mit Muth meinem Herzen an, meine liebe, bekümmerte Schwester. Jedes Mißgeschick werde ich mit Dir theilen. Dein Vater fand keinen Menschen, Du hast einen gefunden; Dein Herz soll nicht versteinern, wie Deines Vaters Herz, dem die Thräne der Liebe nichts ist als ein Wassertropfen, und die heiligste Bewegung eines gerührten Herzens nichts als ein Spiel der gespannten Muskeln! Da trat sie in großer Bewegung näher, legte ihre Hand in Rudolphs Hand, ein heiliges Vertrauen funkelte durch die Thränen aus ihren Augen, und sie legte das Wort Bruder! das ein zärtlicher Ton aus ihrem Herzen empor hob, auf das Bündniß ihrer Seelen.

Gut denn, mein Herr, sagte der Alte, einen ernsten, ein wenig spöttischen Blick auf die beiden jungen Leute werfend: so bald ich der Hülfe bedarf, werde ich mich an Sie wen-

den. Jetzt aber — oder junger Mensch, fuhr er auf einmahl erhitzt auf: soll dieser greise Kopf, den nicht die Jahre, den Menschen weiß machten, noch von Dir lernen, daß der Nordwind im Dezember Frühlingswärme hauche? Soll ich etwa gelassen dastehen, und ihr glückliches Gestirn preisen, das Dich auf den Weg meiner Tochter wirft? Ist das alles so, wie Du sagst? Zog Dich dieses Gesicht voll Falten, oder jenes, meines Kindes Gesicht voll Jugend an? Denn umsonst hast Du uns nicht verfolgt. Leugne! sage nein!

Rudolph sagte mit einem ruhigen Zutrauen dem Alten aufrichtig, daß der Wunsch seines Freundes, Seitlers, ihn zuerst zu ihm geführt habe. Der Alte schüttelte den Kopf, und Rudolph verließ schnell das Zimmer, holte den Kopf des Alten, zeigte ihm den, beschrieb ihm Seitlern. Der Alte erinnerte sich des Künstlers.

Die Zweifel des Alten wurden dadurch nicht gelöst, bis dann Rudolph ihm sagte,

daß er mit Julien der Tochter des Amtsraths Nolden verlobt sey.

Die Sie lieben, junger Mensch? fragte der Alte.

Die ich unaussprechlich liebe, sagte Rudolph.

Der Alte gieng mit über die Brust geschlagenen Armen das Zimmer auf und nieder. Rudolph wollte die Eisrinde der Menschenfeindschaft von dem Herzen des Alten durchaus wegreissen. Der Alte aber blieb kalt und bitter, und Rudolph gieng spät ohne etwas von den Begebenheiten des Mannes zu wissen, der ihn jetzt unbeschreiblich interessirte.

Rudolph bat um die Erlaubniß wieder kommen zu dürfen. Auf des Vaters Lippen schwebte ein hartes Nein; aber die Tochter warf sich an seine Brust und sagte: ach, Vater, versprachen Sie nicht, wieder heiter zu werden, sobald Sie nur Einen Menschen träfen?

Sobald? Ja! antwortete er sich abwendend. O, Kind, Kind, rief er und drückte

das Mädchen an sich: Du Unglückliche, Du hoffst, ein Fremder soll erweisen, was die nicht konnten, die so nah uns angehörten? Doch, es mag seyn. O ich will die Blüthen nicht abreissen, die Dein betrogenes Herz voll Glauben hervortreibt. Er komme; nun, junger Mensch, Du hasts mit einem Menschen zu thun, der nur noch eine Stelle hat, wo er zu verwunden ist. Ich warne Dich. Er setzte sich, nahm ein Buch und las.

Rudolph gieng fest entschlossen, dem Vater durch seine Freundschaft zu ersetzen, was ihm das Geschick geraubt haben könnte.

Nur erst nach einigen Tagen besuchte er den Alten wieder. Dieser blieb sich gleich. Er redete nur einzelne Worte mit Rudolphen. Er saß, las, und that als ob Rudolph gar nicht da sey. Das machte die Stunden, die jener da blieb, zu einer peinlichen Arbeit. Er redete mit der Tochter, die weibliche Arbeiten vorhatte. Rudolph merkte des Alten Absicht, ihm die Besuche unangenehm zu machen, und er beschloß List mit List zu bezahlen. Er

wurde nun mit jeder Stunde freier und ungezwungener in seinem Benehmen, er that, als sey er in des Alten Zimmer zu Hause. Dann auf einmahl that der Alte ein Paar Fragen an Rudolphen, die diesen verlegen machen sollten, und warf dabei seine Blicke auf seine Tochter, um sie aufmerksam zu machen. Rudolph, der sehr wohl merkte, daß man ihn auf Eis führen wollte, gelobte sich es selbst, um durchaus in keine Verlegenheit zu gerathen, jedes Mahl ohne Umschweife, selbst ohne Auszierung dem Alten zu antworten, was er dachte.

Diese sonderbare Situation wurde ihm zuletzt interessant. Die Menschenfeindschaft des Alten scheiterte an der reinen Wahrheit des Charakters Rudolphs. Er wollte seiner Tochter zeigen, daß Rudolph ein Betrüger sey, wie er ihr alle Menschen schilderte, und Rudolph blieb, wie er war, offen, wahr und ruhig.

Endlich traf Rudolph den Alten allein. Junger Mensch, hob dieser mit strengem Tone

an: was ist Ihre Absicht? Wozu soll das alles? Was haben Sie mit mir vor? Ich wünschte, Sie überließen uns unserm Geschick. Sie sehen wir bedürfen Ihrer Hülfe nicht. Sie drängen sich auf. Ich wollte, Sie fühlten, welche eine armselige Rolle Sie hier spielen.

Meine Absicht, sagte Rudolph mit der freimüthigsten Ruhe: ist, Ihre Liebe, Ihr Zutrauen zu erwerben, und dadurch Sie mit dem Menschengeschlecht wieder auszusöhnen. Sie, eben Sie bedürfen meine Hülfe, unglücklicher Mann, und Ihre Tochter, deren Herz Sie allen Schlägen des bittersten Geschicks bloß stellen, die Sie mit Ihrem Leiden belasten, weil Sie nicht den Muth haben allein unglücklich zu seyn.

Du rasest, Mensch; ich lehre sie das Einzige das jeder Mensch wissen sollte: Resignation, Geduld.

Und bedarf sie das? Bedarf der Mensch das überall? Die Natur konnte ohne Zweifel das Unglück des Menschen nicht vermeiden;

aber was that sie, die Wohlthätige, nicht alles, den Menschen zu entschädigen? Sie gab ihm die Hoffnung, die —

Recht, die Hoffnung, die nie erfüllt, was sie verspricht.

Mag sie das; aber sie verhängt mit ihrem leichten Schleier die dunkle Gestalt unsers Schicksals. Finden Sie es nicht rührend menschlich, daß man dem Verbrecher die Augen verbindet? Die Hoffnung thut noch mehr. Muß das Schicksal dem Menschen das unvermeidliche Urtheil eines endlosen Elends sprechen, so übergiebt es ihn der Hoffnung, und diese flüstert unaufhörlich dem Verdammten das Wort: Gnade in die Seele, bestreut den Weg zum Hochgericht mit Blumen, verhüllt den Nachrichter und sein Schwerdt. Unvermuthet trifft des Schicksals Schwerdt, der Mensch sinkt in den Armen der Hoffnung unter. Ach diesen tröstenden Glauben des Unglücklichen, daß die Wunde seiner Seele die Last, die er trägt, das Einzige ist, auf die der Himmel und die Erde helfen-

de Blicke richten, daß seine Seufzer seine Klagen die ewigen Gesetze des Schicksals sogar beugen müssen, diesen Glauben, es wird besser werden, womit der Unglückliche sich von einer trostlosen Nacht zur andern forthilft, ach! diese Morgenröthe der Hoffnung, die nach jeder finstern Unglücksnacht desto leuchtender aufgeht, diese zerstören Sie, diese verhüllen Sie den Augen Ihrer Tochter.

Weil sie nicht da ist, weil sie die albernste Lüge ist, die der Mensch erfunden hat, um seine Verbrechen, weil dem Unglücklichgemachten doch die Hoffnung bleibt, zu mildern. Und wenn nun diese Hoffnung endlich ganz verschwindet? —

Wie selten ist das? Wie selten ist das Elend so groß, daß die Hoffnung ganz verschwände?

Da sank das Haupt des Alten auf die Brust, seine ganze edle Gestalt sank leidend zusammen; er sagte mit klagenden Tönen: ich stehe in mitternächtlichem, ewigem Dunkel.

Nein, nein! rief Rudolph, innig gerührt von den Tönen des Alten, und legte sich an seine Brust: Sie stehen nicht so, so lange noch eine Menschen Brust an Ihrer schlägt, ein Herz noch an dem Ihrigen. —

Der Alte schob ihn langsam aber nicht rauh von sich. Du kennst mein Geschick nicht.

Nein; aber würde das mehr beweisen als: Sie hätten nicht Stärke genug es zu tragen.

Thor! Thor! rief der Alte. Ich habe das Elend, ich habe den höchsten Jammer, ich habe ein zerschmettertes Herz mit männlicher Ruhe getragen. Davon rede ich nicht. Das ists nicht. Ich will Dir mein Unglück erzählen.

Nun war Rudolph an die Stunde gekommen, die er so lange gewünscht hatte, die Begebenheiten des Unglücklichen zu erfahren. Er setzte sich zurecht. Der Alte bedachte sich einen Augenblick, und vor sich hin, bitter lächelnd sagte er: ists nicht überall eins, wo

ich anfange? Ueberall hier oder dort. Er legte seine Hand auf ein offnes Buch, in dem er gelesen hatte. Am Ende des eilften Jahrhunderts lebte in Spanien Muhammed Ebn Abad, Fürst von Kordua und Sevilien.

Rudolph horchte bei diesem Anfange hoch auf. Der Alte fuhr, vor sich hinsehend, eintönig fort: dieser Fürst war der Vater seines Volkes, ein Nahmen, den die Geschichte nur ein halbes Dutzend Mahl etwan hat. Dieser Abad war es, er hieß nicht auf seinen Edikten so, seine ärmsten Unterthanen nannten ihn in ihren geheimsten Unterredungen so. Sein Land war glücklich, auch Abad war es. Ein herrschsüchtiger Christ, Alfonso König von Leon, der zum Probestück seiner Regierung, den Sohn seines Wohlthäters, der ihn gegen die Mordlust seines Bruders väterlich schützte, des Thrones entsetzt; — diesem Alfonso fällt es ein, auch den gerechten, den edeln, friedfertigen Abad, den Beglücker seiner Unterthanen, vom Throne zu stoßen. Abad, ruft seine Großen, die Richter und Lehrer seines Volkes zusam-

men. Er selbst thut den Vorschlag, den ehrgeitzigen Fürsten von Marocko gegen den ehrgeitzigen Christen zu Hülfe zu rufen. Abdallah der Weise, Ober-Cadi von Kordua schüttelt das graue Haupt. Dieser Jusef, sagt er: den du gegen den Christen zu Hülfe rufen willst, ist eben so herrschsüchtig. Du wirst das Opfer seiner Herrschsucht werden, Herr! deine Unterthanen werden ihren Vater verlieren.

Mag es seyn, sagte Abad nach einem tiefen Nachsinnen: ich werde das Opfer seyn; aber nicht meine Kinder, meine Unterthanen. Ihr werdet seine Kinder bleiben; aber der Christ würde euch zu Sklaven machen. Nicht wahr, junger Mensch, das war edel, sehr edel? O dieser Abad war ein seltener Mensch. Er gieng selbst nach Afrika, dringt unerkannt in den Pallast Jusefs, unerkannt vor sein Zimmer, und nun sagt er der Wache: sagt dem Herrn der Gläubigen daß Abad vor seiner Thüre steht. Ein wackerer Mann! ein hoher, erhabener Mensch! denn, denkt er: ich will die Gerechtigkeit Jusefs prüfen. Ist er gerecht,

so läßt er mich unverletzt aus seiner Gewalt zurückkehren; ist er ungerecht, so bin ich verlohren, so ist mein Reich, wie ich, in seiner Gewalt. Aber er besteigt meinen Thron nicht auf den Leichen meiner Unterthanen. Er tritt sanft an meine Stelle, als ob der Allmächtige mich aus dem Leben gefordert hätte, und er wäre mein Erbe. Meine Kinder sind glücklich. So denkt Abad, und tritt furchtlos in den Saal Jusefs; vor seine Blicke —

Bei Gott! rief Rudolph: ein edler Mensch! Erzählen Sie weiter.

Das Uebrige ist das Uebrige; doch ich will erzählen. Jusef, der ehrgeitzige, herrschsüchtige Jusef, wurde überrascht durch dieses Zutrauen. Der Anblick Abads vor seinem Throne, in seinem Pallaste, unter seiner Wache, und so furchtlos, so ruhig, überwältigte ihn. Er konnte sich nicht zu fassen, nichts entschließen. Er bewilligte Abads Bitte, und der Tugendhafte kam unverletzt aus der Höhle des Tigers. Das that Abad; mußten nicht die Blicke aller himmlischen Mächte, aller

Schutzgeister des menschlichen Geschlechts auf diesen Abad fallen?

Das thaten sie; denn Sie sagten eben selbst, er kam unverletzt aus der Höhle des Tigers.

O weiter! weiter! Jusef kam nach Spanien. Alfonso wurde geschlagen, Abad war der tapferste der Krieger. Nach dem Siege lud Abad seinen Bundesgenossen nach Sevilien. Mit wüthender Habsucht verglich der Afrikaner die Ebenen um Sevilien, die Pomeranzen- und Olivenwälder, die fruchtbaren Fluren, die tausend reichen Dörfer auf der Ebne mit den brennenden Sandwüsten seines Reichs. Seine Höflinge feuerten heimlich den ehrgeitzigen König an, sich dieses Paradieses zu bemächtigen. Die Eroberung des Landes wurde geheim beschlossen. Da trat der weise Abdallah, der Kadi, vor Abad. Er legte ihm den Plan Jusefs vor, den er so glücklich gewesen war, zu erhalten. Er schlug dem Abad das einzige Mittel vor seine Krone zu sichern.

Und dieses Mittel? fragte Abad. Es wird gerecht seyn, sonst schweige!

Bemächtige dich Jusefs, und versprich ihm seine Freiheit, sobald sein Heer wieder in Afrika ist, und laß dir einen seiner Söhne zur Geissel geben, daß er dich nicht bekriegt.

Bei dem Allmächtigen! Kadi, rief Abad außer sich: auf deinen Lippen liegt Gift. Ich soll den Mann, der an meinem Tische gegessen hat, der mich frei ließ, wie ich in seiner Gewalt war, gefangen nehmen? Ich kann sterben! und der Wille des Allmächtigen geschehe! Gehe von meinem Angesichte. Meynst Du, die Krone kann ein Verbrechen bedecken? oder entschuldigen? Gehe, Kadi! du bist klug aber nicht weise, tugendhaft im Glück, aber im Unglück fällst du ab! O mußten um diesen Thron, auf dem ein solcher Mann saß, nicht alle Schutzgeister der Erde schweben? Doch weiter! weiter! Jusef gieng nach Afrika, sammlete eine ungeheure Armee, und kam nach Spanien zurück. Er rückte vor Abads Hauptstadt, und schloß sie ein. Alles griff

zu den Waffen, nicht um sich, sondern den geliebten Abad zu schützen. Jusef hatte das nicht erwartet. Er ließ die Mauer stürmen. Blut floß. Jusef verwüstete das Land um die Stadt her. Da schloß Abad mit Jusef einen Vergleich. Er trat ihm den Thron und das Reich ab, unter der Bedingung, daß seine Unterthanen Freiheit, Vermögen behalten, und nur die wenigen Auflagen bezahlen sollten, die er ihnen aufgelegt hatte. Er selbst bedung sich nur die Freiheit aus. Jusef willigte ein; aber der Bösewicht war so treulos, daß er den edlen Abad mit seiner Familie in Fesseln legen ließ. Er schleppte ihn nach Afrika, warf ihn in einen finstern Kerker, worin ihn seine Töchter mit Spinnen ernähren mußten. Sechs Jahre lebte er in dem Gefängnisse; der Mangel, das Elend endete das Leben des edelsten Menschen. Jusef lebte glücklich und starb umgeben von einer glücklichen Familie, nach einer Regierung von zwei und funfzig Jahren, ruhig auf dem Bette.

Hier

Hier schloß der Alte seine Erzählung, und nun sah er starr und erwartend den jungen Menschen an.

Ist diese Begebenheit wirklich vorgefallen? fragte Rudolph.

Wirklich. Hier steht sie! und legte die Hand auf das offne Buch. Und hundert ähnliche.

So bin ich desto begieriger auf die Erzählung Ihres Geschickes von dem diese Begebenheit der Eingang ist.

Der Alte sprang eifrig auf und sagte ungeduldig: ich habe Ihnen mein Unglück erzählt.

Ihr Unglück? rief Rudolph eben so ungeduldig. Mein Gott, Sie wären dieser Abad? so hätte mein Mahler Recht, der Ihnen ein orientalisches erhabenes Gesicht beilegt? Aber, versteh ich Sie? Sie sagten Abad lebte im eilften Jahrhundert, und starb im Gefängnisse. Er warf einen forschenden Blick auf den Alten.

Daß diese Begebenheit, fuhr der Alte fort: auf der Erde vorfallen konnte, das bringt nicht nur mein Herz, ach das sollte jedes Menschenherz zur Verzweiflung erstarren. Müssen wir nicht vergehen vor Trostlosigkeit und Verzweiflung, daß Sokrates den Scherlingsbecher zu leeren von Bösewichtern gezwungen ist? Was? meine Begebenheit? O was mir begegnete, das wollte ich belächeln wie einen ängstigenden Traum. Jene Begebenheiten, die Abad im Gefängnisse, Sokrates mit dem Giftbecher, Seneka mit rinnenden Adern, Kato, alle die tausend Edeln in Fesseln, auf den Blutgerüsten, diese Begebenheiten sind es, die das Menschengeschlecht mit Schmerz tödten müßten. Ein, nur ein unglücklicher Tugendhafter muß alle vernünftige Wesen in die Abgründe der Trostlosigkeit stürzen. Verstehen Sie mein Unglück nun?

Ja, jetzt! sagte Rudolph nachsinnend. Von dieser Seite sah ich das noch nicht. Und ist das Ihr Schmerz, fuhr er nach einer

Pause, aber enthusiastisch fort: edler Mensch, so ist Ihr Schmerz ein tugendhafter Schmerz, so ist Ihr Unglück die allermenschlichste Tugend, Ihr Elend des allerheissesten Neides werth.

Wie? rief der Alte finstrer: rasest Du? ich wäre zu beneiden, weil ich weiß, wie hoffnungslos der Mensch ist?

Hoffnungslos? fragte Rudolph langsam. Doch ja, auch diese Wendung Ihres Geistes läßt sich denken, so schrecklich sie ist. Sie zweifeln an dem Werthe der Tugend, an der sittlichen Bestimmung des Menschen.

Du hast mein Elend genannt. Der Alte verbarg sein Gesicht in sein Taschentuch.

Rudolph wurde starr vor Schrecken bei dem Anblicke der so tief gebeugten Stellung dieses edlen Mannes. Ein Eisstrom fuhr durch seine Brust. Es war ihm als vergienge um ihn die Schöpfung. Er hatte den Gedanken nie so gehabt. Er versetzte sich mit schnellen Gedanken in Abads Stelle, in seinen Kerker, unter die Last seiner Fesseln, und

was ihm ungereimt schien, er fand das Loos Abads dennoch beneidenswerth. Er wünschte sich in seine Stelle.

War denn dieser Abad, hob er halb laut, als redete er mit sich selbst, an: unglücklich? oder, so wendete er sich an den Alten: oder bin ich ein Rasender, daß mir sein Gefängniß schöner scheint als Jusefs Thron, seine Fesseln ehrwürdiger als Jusefs Königsschmuck? Bei Gott, mir scheints, als müsse jeder Mensch es so finden. Sagen Sie selbst, möchten Sie Jusef oder Abad gewesen seyn?

Der Alte schwieg. Rudolph wiederholte dringend seine Frage.

Der Alte mußte antworten, und er sagte nach einem Minuten langen Besinnen: Ich möchte lieber Abad seyn!

Es scheint, als müsse jeder Mensch so antworten, Jusef selbst hätte diese Antwort geben müssen, sagte Rudolph langsam, als sänn er bei diesen Worten auf etwas anderes, auf etwas wichtigeres. Es ist, fuhr er noch langsamer fort: als ob gar keine andere Ant-

wort möglich wäre. Oder finden Sie es in Ihrem Innern anders?

O ich fand es so, rief der Alte heftig, wie ich jung war, wie Du. Da hielt eben darum, weil ich es so fand, mein Herz die Tugend für die Bestimmung des Menschen, und —

Ja, das scheint daraus zu folgen, unterbrach ihn Rudolph. Seltsam! in der That sehr seltsam! Sie sagten, Sie glaubten nicht an eine sittliche Bestimmung des Menschen, und dennoch zweifeln Sie nicht, wer Sie lieber seyn möchten, Jusef oder Abad. Wie hängt dies zusammen?

Vorurtheil meiner Erziehung.

Das Sie ja abgelegt haben, das tausende von schlecht erzogenen Menschen nie gehabt haben, und dennoch wählen Sie unbedenklich Abads Loos. Woher entspringt diese Wahl? Von Nachdenken nicht, von Ueberlegen nicht. Was ist denn wünschenswerthes an Abads Geschick? Was für Sie denn, der Sie die Erde und die menschlichen Schick-

sale, wie es scheint, nach Regeln der Nothwendigkeit sich bewegen lassen? also nichts anders wünschenswerth finden müssen, als den Genuß, das Glück? O, edler Mann, rief auf einmahl der Jüngling mit funkelnden Blicken, und flog wie außer sich in des Alten Arme: »Sie haben meinen ungewissen Blicken ein festes, ewiges Ziel aufgestellt. Sie haben das Schwanken meines Geistes geendigt. Jetzt erst habe ich es gefühlt, was die Tugend ist, die Lebenskraft meiner Seele, der Grund meines innern Wesens, ein ewiges, von mir unabhängiges Gesetz, nach dem ich meine und aller Menschen Handlungen beurtheile, beurtheilen muß, meine innere Welt, dieser innern, höhern, feinern Welt Seele, der Geist der mich belebt, die allmächtige Kraft, die mich von den Fesseln, welche die äußere Welt in eiserner Nothwendigkeit um mich schlägt, los macht, mir die erhabenste Freiheit giebt, mitten unter den ewigen, unveränderlichen Gesetzen der sichtbaren Welt.

So spricht Dein Herz, Thor! meins sprach auch so; aber wirf Deine von Wonne trunkenen Blicke in die Geschichte, siehe die Abads, und alle die Unglücklichen, siehe die Jusefs, alle die Verbrecher. Ist nicht die Tugend, die Du die Seele der innern Welt nennst, der Spott der Natur?

O schrecklich! fürchterlich! aber nein! Ich sehe die Natur im Stillen wirken, wie diese Kraft auch in uns wirket. Die Vorsehung läßt den Tugendhaften sinken, wenn es seyn muß, aber nicht die Tugend; denn sonst hätte sich das Menschengeschlecht mit seinen Verbrechen längst aufgerieben. Und gäbe die Tugend ein anderes Glück als Ruhe, als frohen Glauben: so würde der Bösewicht selbst tugendhaft handeln ohne aufzuhören ein Bösewicht zu seyn! Diese Gedanken, die so erhebend, so entzückend in Rudolphs Seele entstanden, erhoben ihn so hoch als des Menschen Empfindung steigen kann. Er wendete sich in dem Gefühle dieser erhabenen menschlichen Größe von dem Alten ab, strekte den

Arm empor und rief: nein ich will nicht wuchern mit der Tugend. Sie soll mir nichts seyn, als eine neue Welt, wohin ich fliehe, wenn die alte mich ausstößt, nichts seyn als der höhere Standpunkt, aus dem ich die Erde, das Leben, und alle meine Schmerzen betrachte.

So wenig der Alte als Rudolph hatten bemerkt, daß die Tochter wieder im Zimmer war. Sie war mitten in dem Gespräche leise eingetreten. Mit inniger Freude hörte sie hier ihres Vaters Grundsätze, die ihr das Leben so ungewiß und jede Erfüllung ihrer Pflicht so schwer machten, von Rudolphen widerlegen. Diese Grundsätze hatten nicht ihren Glauben an Tugend, sondern nur ihr Leben, ihr Glück erschüttert, und ihre Tage elend gemacht. Jetzt hörte sie den Jüngling mit dieser muthigen Zuversicht, mit den entzückenden Tönen einer tugendhaften Empfindung, mit seiner so einnehmenden, rührenden Stimme, die Angriffe ihres Vaters zurückschlagen. Sie sah von der Seite ihres Vaters Gesicht,

und sie sah Spuren einer seltenen wehmüthigen Rührung darauf, auf dem Gesicht des Vaters, den sie so sehr liebte. Und nun auf einmahl wendete der Jüngling das glühende Gesicht, die glänzenden Augen gegen sie um, stand da vor ihr mit ausgebreiteten Armen, die schönen blitzenden Blicke gen Himmel gehoben, mit hochschlagender Brust.

O was konnte das Mädchen, dessen Seele von Freude, Rührung, Entzückung, höchst bewegt war, weniger thun, als sich in die ausgebreiteten Arme des Jünglings werfen? Das that sie. Sie warf sich, alles vergessend an Rudolphs Brust, und rief: ja es giebt eine Tugend, und diese Entzückungen sind ihr Lohn!

Rudolph drückte das Mädchen fest an sein Herz. Jetzt hatte er einen Menschen, der ihm in dem Augenblicke fehlte, an dessen Brust er die zu heftigen Schläge seiner Brust voll Liebe besänftigen konnte. Er hielt sie fest in seinen Armen. Der Vater trat langsam hinzu, seine Seele war noch ungewiß, er zog

die Stirn unruhig auf und nieder; aber doch legte er die Hände auf der beiden Stirnen und Thränen brachen aus seinen Augen hervor. Er sagte sanft: Gott segne Euch, meine Kinder!

In diesem Augenblicke hatte sich die Thüre geöffnet. Ein junger schöner Mann sah die Gruppe der sich Umarmenden, hörte des Alten Worte, warf einen Beutel mit Geld auf einen Tisch, rief lebt wohl! und verschwand wieder.

O Karl! schrie das Mädchen und riß sich aus Rudolphs Armen und stürzte hinter dem Fremden her. Der Alte stand wie bedonnert da. Rudolph sah den Alten fragend an. Das Mädchen kam wieder, und sagte traurig: er ist fort! Der Alte legte die Hand an die Stirn, die Tochter sagte: o sehen Sie, daß er uns nicht vergessen hat! das war mein Bruder, setzte sie gegen Rudolphen hinzu.

Bitter lächelnd sagte der Vater: recht gut! recht sehr gut. Ich träumte wieder, er hat mich aus dem täuschenden Traume geweckt,

und auf einmahl zornig, gieng er in das Kämmerchen, das bei dem Stübchen war.

Rudolph hatte das alles kaum bemerkt, so voll war seine Seele von seinen eigenen Empfindungen, und da er hier Niemanden mehr fand, der die Bewegungen seines Gemüths mit ihm theilen wollte, so gieng er. Mechanisch kam er auf den Schützenhof. Die heftigste Bewegung seines Gemüths hatte sich gelegt. Er fieng an seine Gedanken zu ordnen. Da redete ihn der Holzwärter an, der nicht weit von ihm stand, und junge Obstbäume pfropfte. Rudolph, der gern seinen Gedanken nachhängen und doch nicht auch sogleich gehen wollte, that als betrachtete er des alten Mannes Arbeit aufmerksam. Sie lächeln doch nur, sagte der Holzwärter: aber eben war ein Mensch hier der lachte. Aber, lieber Herr, Sie sind gelehrt, das bin ich nicht. Ist denn aber nicht alles was der Mensch thut pfropfen? Denn sehn Sie, alle neue Einrichtungen, die der König macht, die Leute schelten darauf; aber ich sage, sie kommen

unsern Nachkommen zu gute. Wir haben Noth damit uns daran zu gewöhnen. Ich pfropfe, und ich wünsche, daß einmahl ein Mensch sich an den Aepfeln erquicke, die diese Bäumchen tragen werden. Ich erlebe es nicht.

Und der sich daran erquickt, wirds Ihm Dank wissen, lieber Mann.

Was Dank? Er wird an alles eher denken als an mich und diese Stunde. Wer auf Dank rechnet, der lege getrost die Hände in den Schooß; denn der wird nichts vollbringen. Sehen Sie den Felsen, mit den Bäumen darauf. Den habe ich als Kind noch nackend gekannt. Wind und Wetter haben ihn mit Moos bekleidet, daraus wurde Erde, und jetzt ist alles grün und schattig. So müssen die Elemente Gottes Willen: seyd fruchtbar! erfüllen, und haben weder Dank noch Lohn. Was sollte der Mensch nicht, der nach Gottes Ebenbilde geschaffen ist? Der sich für alles, was er thut, selbst seine Dankpsalmen singt, mehr als gut und recht ist.

Rudolph drückte des Mannes Hand, dann gieng er in den dicksten Theil des Waldes, und hier beschloß er fest, nie auf Dank zu rechnen, keine andere Belohnung zu hoffen, als das eigene Bewußtseyn seiner That. Er fand nun aus, wie leicht das Unglück einen guten Menschen menschenfeindlich und bitter machen könne. Er sah es an dem Alten. Er machte sich diesen Vorsatz recht hell und lebendig, um sich seiner als Maxime seines Handelns recht bewußt zu werden, und besser, weiser, thätiger gieng Rudolph zu Hause. Eine reine Heiterkeit bemächtigte sich seines Herzens, seines Wesens. Er hatte Frieden mit sich, mit der ganzen Welt, und seine Liebe zu Julien wurde dadurch immer heisser und heiliger.

Er hatte Julien schon ein Paar Mahl besucht, und Julie fand jedes Mahl, da sie ihn wiedersah, neue Ursachen ihn zu lieben, trotz den Bemerkungen, welche die Amtsräthin über ihn machte, und die eben nicht sehr vortheilhaft für ihn waren. Sein Benehmen

war gewöhnlich leicht, froh, höchst natürlich. Unbesorgt um den Ausdruck bezeichnete er seine Empfindungen sehr natürlich. Die Amtsräthin war immer ein wenig feierlich, auch bei Kleinigkeiten, sie drückte sich über alles ein wenig kostbar aus. Sie empfindelte zuweilen; das konnte Rudolph am wenigsten leiden. Sobald sein Herz bewegt war, nicht eher wurde sein Ausdruck edel, sein Gesicht stolz und belebt, seine Stellung groß; aber mit der Amtsräthin kam er selten, weil sie immer bewegt seyn wollte, in den Fall. Er scherzte sogar über ihre Feierlichkeit zuweilen, lachte da laut auf, wo sie bewegt schien, und eine kleine Säure setzte sich doch in der Brust der Amtsräthin gegen ihn fest.

War er mit Julien allein, und Juliens Gespräch setzte ihn in Bewegung, dann redete er, wie Julie wünschte, daß ihn ihre Mutter nur einmahl sehen und hören möchte. Juliens Liebe war unaussprechlich warm gegen ihn. Seine Briefe, die er Julien schrieb, bestätigten die Amtsräthin in ihrer Meinung

von ihm. Er schrieb nie anders an Julien als in seinen heitersten Stunden, und so wurden seine Briefe Satiren auf den Menschen, auf sich selbst. Er erzählte ihr tolle Anekdoten, die ihm begegnet waren, lustige Streiche, die er begangen hatte, und das Alles mit genialischer Heiterkeit; das Gute das ihm gelang verschwieg er, die pathetischen Szenen, wenn er sie erzählte, umhieng er mit einem Mantel von guter Laune, so daß es schien, als triebe er seinen Scherz mit dem Unglücklichen, von dem er erzählte.

Die Amtsräthin las seine Briefe, und schüttelte doch zum mindesten den Kopf dabei, und wiederholte hie und da einen vernachlässigten Ausdruck oder ein komisches Gleichniß bei der Erzählung einer tragischen Geschichte. Julie schrieb ihm wohl darüber, und seine Antwort war eine eben so jovialische Vertheidigung seiner guten Laune, scharfe Angriffe auf alles Feierliche, die nicht selten die Amtsräthin tief verwundeten. Dazu kamen nun noch mancherlei Nachrichten aus der

Stadt, von der Amtsräthin Schwester, die den Auftrag hatte, ein Auge auf Rudolphen zu haben. Rudolph sah sie selten; eine unglückliche Ehe, deren Bürde sie mit einer unaussprechlichen Geduld schon lange getragen, und für die ihr harter Mann kein Gefühl hatte, machte die brave Frau finster, unduldsam gegen alle andere Menschen als gegen ihren Mann. Der junge Mensch, der künftige Mann ihrer Nichte, mißfiel ihr mit seiner frohen, dreisten Natürlichkeit von Anfang an. Sie erkundigte sich nach ihm, nach seinem Treiben und Thun, und hörte eben nichts Gutes. Der vertraute Umgang mit dem Künstler und seiner hübschen Schwester, sein Umherlaufen in den Wirthshäusern, wohin er dem Mahler zu Gefallen gieng, kleine Anekdoten, deren Ursprung sie nicht erfuhr, das alles gab ihr den Begriff, als sey er ein Wildfang, und das schrieb sie der Amtsräthin. Julie las die Briefe ihrer Tante, ihre Brust füllte sich mit Verdacht und Mißtrauen, das aber sogleich verschwand, sobald

sie nur einmahl wieder von seinen Armen sich umfaßt fand, sobald sie nur einmahl wieder das Wort: geliebte Julie! von seinen Lippen hörte.

Warf sie ihm irgend eine Begebenheit vor, so erzählte er sie auch, und alles klang ganz anders. Wem sollte sie glauben; der strengen, finstern Tante, oder dem heitern Geliebten, der voll Entzücken sie an seinem hochschlagenden Herzen fest hielt? Er gieng allemahl entsündigt und gerechtfertigt von ihr, und da ihn einmahl die Amtsräthin selbst darüber vernahm, so sagte er ganz kalt: ich liebe nur das Feierliche nicht, Frau Amtsräthin: Der Pabst Alexander VII. ließ neben sein Bett mit großer Feierlichkeit seinen Sarg stellen um den Gedanken seines Todes immer vor Augen zu haben, und mit eben dieser Feierlichkeit bestellte er seine Pantoffeln und die Livreen seiner Bedienten. Und, setzte er sogleich lachend und sich selbst korrigirend hinzu: er hatte sogar Recht. Das Maaß zu einem Paar Pantoffeln nehmen ist für den Menschen,

dessen Daseyn so schnell dahin schwindet, nicht minder wichtig oder unwichtig als das Maaß zu seinem Sarge, besonders bei einem Pabste, unter dessen Pantoffel Europa so lange gestanden hat.

Die Amtsräthin ärgerte sich über den Vergleich; denn kurz vorher hatte sie gesagt: der Mensch sollte bei jedem Entschlusse, den er faßte, einen Blick auf seinen Sarg werfen. Wie ein Kind, sagte er eifrig: auf die Ruthe womit es gezüchtigt wird! Guter Gott! Und bei dieser Gelegenheit hatte er geäußert, daß er nichts schlimmers von den Moralisten wüßte als daß sie immer die Menschen auf das Grab hinwiesen. Ich wollte, sagte er, wir könnten alle den Tod vergessen und lebten als sollten wir ewig unter den Menschen und unter den Folgen unserer Handlungen leben. Die Amtsräthin war eine solche Moralistin. So gieng das oft.

Endlich mußte die Amtsräthin mit Julien und ihrem Mann nach Dresden in dem Geschäfte einer Erbschaft. Auf der Rückreise

hielten sie in einem einzelnen Wirthshause zu Mittage an, um zu füttern. Sie fanden hier mehr Gesellschaft; einen jungen Mann, der die Eintretenden mit einem feinen Anstande grüßte, den Frauenzimmern sogleich Stühle bot; und an einem Tische um eine Flasche Wein her, drei wohlgekleidete Männer, die in einem eifrigen Gespräche waren.

Ich will das nicht sagen, sagte der eine: aber Sie können doch nicht in Abrede seyn, daß ein Betrug möglich wäre.

Möglich? Was ist nicht möglich? Aber wäre er wahrscheinlich? Und das, hoffe ich, werden Sie nicht behaupten.

Hm! Hm! das will ich nicht sagen, stotterte der Andere hervor. Allein Fremde, welche die Ehre nicht haben die gnädige Frau so genau zu kennen, als ich, was würden die nicht sagen können? Es sind die reichsten Güter im Lande. Die Wittwe hält sich inne, und wenn sie besucht wird, so erscheint sie immer in einer weiten Saloppe, entzieht sich dem Umgange aller Agnaten, hat lauter Men-

schen aus ihrer Familie um sich, hat sogar die alten Domestiken abgedankt.

Herr, das kann sie, fuhr der Andere auf: wer wills ihr wehren? Den will ich sehen.

Ich bitte Sie, ereifern Sie sich nicht. Aber selbst aus Freundschaft für Sie, würde ich Ihrer Verwandtin rathen, jetzt so offen, so eng als möglich mit den Agnaten ihres Mannes zu leben.

So? Zum Teufel Herr! mit Menschen, die es ihr unter das Gesicht sagen, sie erdichte ihre Schwangerschaft?

Freilich, Sie haben Recht. Indeß ein intrikater Fall bleibt es, und die Gerechtigkeit hätte wohl gethan für diesen Fall mit Gesetzen zu sorgen.

Nolden hatte schon lange mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, aber jetzt näherte er sich mit holder Freundlichkeit.

Der Fall, von dem Sie reden, meine Herren, sagte er sich verbeugend: müßte ganz außerordentlich seyn, wenn kein Gesetz

dafür da wäre. Wie ich höre ist hier von einem partu supposito die Rede, und dieser —

Was ist das? fragte der Hitzige.

Von einer vorgegebenen Geburt, von einem Kinde, was untergeschoben werden könnte.

Was Herr! zu allen Teufeln! was reden Sie da? fuhr dieser auf.

Lassen Sie doch, sagte der andere freundlich! lassen Sie den Herrn doch reden. Er weiß ja nicht Nahmen, und nichts. Ja, mein Herr, davon ist die Rede. Eine sehr achtenswerthe Dame ist Wittwe geworden, und schwanger. Die Agnaten könnten zweifeln ob dem so sey. Nun frägt sichs, wie die Wahrheit auszumitteln wäre.

Sehr leicht, sehr leicht, meine Herren. An Gesetzen fehlts Gottlob nicht darüber. Lesen Sie nur Hertlings de ventre oder Lynker de partu supposito. Die Agnaten können in einem solchen Falle die Wittwe visitiren lassen.

Hölle und Teufel! rief der eine Herr, Visitiren? Herr, da soll ja —

In der That, das ist so. Geschiehts indeß ohne Grund, so steht der Wittwe die Actio injuriarum frei.

Das hilft Ihnen Gott sprechen, Herr.

Und gegen die Agnaten nicht einmahl. Gegen die Zeit der Geburt muß die Mutter denen es kund thun, die ein Interesse dabei haben. Zum Beweis, bei Lehngütern, die auf die Agnaten fallen.

Eben das ist hier der Fall, sagte sich erheiternd der Eine. Der andere stand mit flammenden Blicken da.

Die Verwandten können nun fünf ehrbare Frauen senden, in deren Gegenwart die Wittwe niederkommen muß.

Hölle! Hölle, Tod und Teufel!

Jeder, der ins Wochenzimmer will, muß sich einer genauen Visitation unterwerfen, und in dem Wochenzimmer selbst müssen wenigstens drei Lichter brennen. So genau haben die Gesetze —

Und das alles, sagen Sie, muß auch meine Kusine zugeben?

Wenn die Agnaten darauf dringen, muß sie.

Ein Kerl, ein Visitator muß vor der Thüre der Wochenstube stehen?

Muß. Lesen Sie de jure ventris und —

Und ich, sogar ich, würde auch visitirt, Herr?

Ohne alle Gnade. Lesen Sie Phaenomenon Iustiniani, seu —

Herr, wissen Sie, schrie der Mann im grimmigsten Zorn: daß meine Kusine meinen Nahmen führt?

Daran kehrt sich das Gesetz so wenig als ich, antwortete Nolden mit allem Phlegma.

Nicht? rief dieser, sprang auf, riß seinen Stock aus der Ecke, und stürzte mit aufgehobenem Stocke auf Nolden wüthend ein. Mit eines Blitzes Schnelle sprang aber der junge Mann, der allein für sich geblieben war, zwischen Nolden und den Wüthenden, und

fragte mit einer gebietenden ruhigen Kälte: was ist ihre Absicht, mein Herr? Die Amtsräthin, die nur das Ende des Gesprächs gehört hatte, war erschrocken aufgesprungen, und näherte sich dem jungen Mann, der des wüthenden Mannes Hand so fest gefaßt hatte, daß er sich von ihm nicht loswinden konnte, Der Zornige hob den Stock gegen ihn. Aber mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit entwand er ihm das Rohr, und warf es in eine Ecke. Nolden stand bleich und zitternd da, und rief: halten Sie ihn fest, ich bitte Sie, halten Sie ihn.

Der junge Mann, der den aufgebrachten Mann bei beiden Händen fest hielt, sagte kalt: Sie werden mir danken, daß ich Sie hinderte eine Unbesonnenheit zu begehen.

Der Fremde aber schimpfte auf eine pöbelhafte Weise. Herr, rief jezt der junge Mann mit flammenden Augen, und drükte furchtbar seine beiden Arme so fest an seinen Leib, daß er sich nicht regen konnte: werden Sie endlich fühlen, daß ich Sie schone? Ich

bitte Sie, seyn Sie ein Mensch, sonst, und hier hob er ihn auf und drükte ihn unsanft auf einen Stuhl; so möchte ichs vergessen so gut wie Sie. Hier ließ er ihn fahren. Sein Ton war fürchterlich, die Blicke funkelten, und jezt verbeugte er sich gegen die Damen, und sagte wieder ruhig: ich bedaure Sie, daß ich Sie zu Zeugen dieser gemeinen Szene machen mußte.

Hier aber sprang der Beleidigte aufs neue auf, brüllte nach seinen Bedienten, schimpfte auf den jungen Mann, der endlich kalt die Thüre öffnete, und noch kälter sagte: auch dieses Zimmer, ob Sie gleich für Ihr Geld hier sind, hat seine Rechte. Gehen Sie und schimpfen Sie draußen.

Noch ärger schimpfte jener. Jezt fuhr der junge Mann auf, ergriff sein Rohr, und warf einen so ernsten durchdringenden Blick auf den Schreier, daß ihm das Wort auf den Lippen blieb. Ich werde Sie zu finden wissen, sagte dieser grimmig, mit stockender

Stimme, und gieng hinaus und rief: angespannt!

Die beiden andern warnten jetzt den jungen Mann vor der Rache des Beleidigten, der das aber lächelnd und ruhig anhörte, ohne aber ein Wort zu äußern, daß er ohne Furcht sey. Die Amtsräthin trat jetzt zu ihm um ihm zu danken, daß er ihren Mann gegen den Angriff des Wüthenden geschützt hatte. Er verbeugte sich stumm, und war in der zweiten Minute mit der Amtsräthin in einem interessanten Gespräch über Dresden und den Weg, den sie gemacht hatten.

Der eine Fremde umarmte Nolden, und fragte, ob dem so sey, wie er gesagt hatte. Nolden erholte sich von seinem Schrecken, und fieng nun an das alles sehr weitläuftig zu deduziren, und seine ganze gelehrte Dedukzion richtete er aus Dankbarkeit an den jungen Mann, der ihn gerettet hatte, und der auch jetzt lächelnd eine Untersuchung anhörte, die ihm auf keine Weise interessant

seyn konnte, die aber den beiden andern höchst interessant war.

Welchen Weg werden Sie nehmen? fragte der Eine Nolden. Auf seine Antwort zuckte der gefragt hatte die Achseln. Sie kommen an dem Gute weg, das dem Mann gehört, mit dem Sie den Streit gehabt haben. Ich dächte, Sie nähmen sich ein wenig in Acht.

Den Henker auch, sagte Nolden furchtsam, und sah seinen Retter erwartend an.

Wenn Sie erlauben, sagte der: so bleibe ich eine Zeit lang bei Ihnen; wir haben einen Weg.

Sie fuhren ab, und der junge Mann ritt neben dem Wagen auf einem stolzen Engländer her, und nie war die Amtsräthin so gut unterhalten als heute.

In dem Wirthshause, wo sie die Nacht blieben, wurde der Fremde der Amtsräthin durch die Feinheit seiner Sitten, durch die Leichtigkeit seines Benehmens, die wie das herzlichste Zutrauen aussah und dennoch in den Gränzen des allerhöflichsten Anstandes blieb,

noch interessanter. Zwar gerieth er noch denselben Abend mit der Amtsräthin an einander. Er leugnete ihre Lieblingsmeinung, daß das Menschengeschlecht vollkommener werden könnte, ab, er leugnete sogar ab, daß ein Mensch etwas besseres werden könnte, als wozu ihn die Organisation seines Körper und Geistes bestimmt habe. Das ist, dünkt mich, eben das Unglück, sagte er, daß der Mensch etwas anders seyn will, als er seyn kann; das macht ihn falsch, unbeholfen, affektirt, und widrig. Er könnte immer ein recht gutes, nützliches, wenn auch nicht schönes Wesen seyn, wenn er das ganz wäre, was er seyn könnte, wenn er sein Wesen in sich vollendete, wenn er sich natürlich, wie er sich fühlte, gehen ließe.

Der Amtsrath war sehr eifrig des Fremden Meinung, ohne ihn zu verstehen, und kämpfte unter seinen Fahnen gegen seine Frau mit vieler Hitze. Die Amtsräthin aber war nicht so leicht zu besiegen. Selbst in diesem Streite, sagte der Fremde: leuchtet es wider

Ihren Willen hervor, daß Sie ein poetisches Wesen sind —

Leider! sagte der Amtsrath. Recht so, lieber Freund, darüber lesen Sie ihr einmahl recht den Text.

Das sich, fuhr der Fremde lächelnd auf den Amtsrath sehend fort: seine Welt, eine schöne, eine edle Welt, voll besserer Wesen, aus sich selbst hervorschafft —

Ja, wahrhaftig, Freund, das thut sie, eine Welt, wo es nach poetischen Gesetzen zugehen soll. Das habe ich hundert Mahl gesagt, ob sie wohl sonst die beste Frau ist, die ein Mann haben kann.

Und dieser schönen Welt, fuhr jener fort, Gesetze giebt, poetische Gesetze, die Gesetze der Schönheit, der höchsten Vollendung.

Und die nicht taugen, in dieser Welt voll Diebe, Mörder, Betrüger, Injurianten.

Richtig, Herr Amtsrath; es sind Gesetze für eine innere, höhere, bessere Welt als diese ist. Das ist es: Ihre Frau sieht, fühlt nur sich, die ewige Welt, die in ihr sich be-

wegt. Sie nennen das nun Gewissen, oder Freiheit, oder Vernunft, oder Gott; es ist gleich. Alles um Sie her ist Ihnen eine sinnlose Erscheinung, bis Sie Ihr Leben, Ihren Geist hineintragen. Ists nicht so, Frau Amtsräthin?

Wie ichs fühle, sagte die Amtsräthin, die das Lob, das für sie in den Worten lag, tief fühlte. Aber dennoch könnte ich bessern, vollenden.

Recht! vollenden, aber nicht anders machen, was so schön ist. Können Sie die Wahrheit wahrer, die Sittlichkeit sittlicher machen? Und ist das nicht das letzte Ziel der Sittlichkeit, harmonisch in sich selbst vollendet seyn? Er verbeugte sich mit einer so gefälligen Miene gegen die Amtsräthin, daß sie erröthete. Seine Miene sagte deutlich, daß sie das in sich vollendete Wesen sey.

Man gieng aus einander. Alle drei waren der Meinung, daß der Fremde ein vortrefflicher Mensch wäre. Alle drei aus verschiedenen Gründen. Der Amtsrath, weil

der Fremde seine juristischen Auseinandersetzungen angehört hatte, seine Frau, weil er so scharfsinnig, und doch so fühlend war, und Julie, was sie nicht gestand, weil er ein so schöner Mann, so furchtlos, so imponirend war, und dennoch mit einer so sanften, bittend schönen Stimme redete.

Am andern Morgen fragte man denn, mit wem man die Ehre habe so bekannt geworden zu seyn, und erfuhr, der Fremde hieß Schlosser, hatte jetzt noch kein Amt, weil er auf einer gelehrten Reise sey, und es stünde dahin, ob er eines annehmen würde, weil ein Amt Umstände veranlassen könnte, in deren Drange der Mensch es so leicht vergessen kann, daß er sich selbst nur angehörig, nur seinem eigenen Willen unterworfen seyn darf.

Dies Wenige erfuhr man durch ein Dutzend Fragen, die der Amtsrath der Frage seiner Frau nach dem Nahmen des Fremden anhieng, weil ein Nahme, sagte er, wie nichts ist, wenn man nicht mehr weiß, und

er rühmte darin ein gerichtliches Protokoll als ein Muster. Allein die Amtsräthin dankte ihrem Manne für dieses Verhör; denn er setzte nach der letzten Antwort sogleich hinzu: das ist sehr gut; so können Sie mit uns reisen, bei uns ein Paar Tage verziehen. Denn eine gelehrte Reise ist doch wohl eine Reise, die man macht, warum die Mädchen in die Kirche gehen, um sich sehen zu lassen, und das können Sie bei uns auch.

Die Amtsräthin bat mit großer Herzlichkeit um diese Gefälligkeit, und Julie, die noch einmahl eine solche Szene befürchtete, wie die woraus Herr Schlosser ihren Vater zog, bat ihn ebenfalls angelegentlich, so daß Schlosser den vereinigten Bitten so freundschaftlicher Menschen nicht widerstehen konnte. Sie kamen Abends in Noldens Hause an.

Schlosser war ein schöner Mann, reich mußte er seyn, das sah man aus seinen Kleidern, das hörte man von seinem Bedienten, der übrigens wenig von seinem Herrn wußte. Ueberdem besaß Schlosser eine Menge gesell-

schaft-

schaftlicher Talente, er verstand Musik, er war Dichter, Kunstkenner. Er redete geläufig, sehr gut, und mit einer höchst angenehmen Stimme. Er war zwar sehr verschlossen, und dennoch besaß er die Kunst so zu thun, als ob er sich allen Menschen mit dem höchsten Zutrauen hingäbe. Das weiß, sagte Nolden nach drei Tagen: daß weiß der liebe Gott! Wenn er bei mir ist, so ists als hätte ich sein Testament, sein Ehezärter, und alles gemacht, wo doch ein Mensch klaren Wein einschenken muß, und besinne ich mich, so weiß ich von dem Großen Mogul mehr als von diesem Schlosser.

Schlosser erklärte sich über seine Grundsätze, die er befolgte, über seine Art zu philosophiren, das Leben anzusehen so offen, so gern, so oft es Jemand verlangte, und dennoch wußte wahrhaftig Niemand, wie er mit ihm daran war, außer die Amtsräthin, die ihn zu verstehen glaubte. Er brauchte gewisse Worte in einem fremden Sinne, er setzte große Bilder zusammen. Man horchte, denn

immer schien er etwas höchst merkwürdiges zu sagen, was er nur, wie er selbst sagte, leise andeuten möchte, das von dem Herzen, der sichern Grundlage zur Menschheit, eben so leise aufgefaßt werden müßte, um in der äußern Welt die innere Welt, in der Natur die ewige Bestimmung des Menschen zu erblicken.

Weiß es Gott, ich verstehe es nicht; aber es klingt hübsch, was er sagt, brach Nolden oft im Unmuthe aus. Die Amtsräthin lächelte sanft und sagte: der Strahl der Wahrheit bricht sich in tausendfache Farben, lieber Mann, aber für den guten Menschen bleiben es doch die Strahlen der Wahrheit, und Du bist gut. Du bist der Natur getreu, und mehr bedarf der Mensch nicht.

Ja ich will mich hängen lassen, wenn ich davon ein Wort verstehe, und am Ende, Schlosser mag sagen was er will, bin ich den positiven Gesetzen getreuer als den Gesetzen der Natur, oder der Henker müßte ihn reiten, und er müßte unter Naturgesetzen etwas anders verstehen.

Gebiete nicht über die Natur, mein Lieber, fürchte sie nicht, sie ringt nach Freiheit wie Du.

Verstehst Du das, liebe Frau? Ich nicht. Ich bewundere Dich, daß Du das alles so bald weg hast.

Die Amtsräthin hatte es nicht weg, wie ihr Mann glaubte; allein Schlosser sagte mit solcher Zuversicht zu ihr: Sie verstehen mich, Sie fühlen was ich sage, was meine Lippe nur unvollkommen andeutet. Das zartere Herz des Weibes knüpft sich so schön, so leicht an die unendliche Zone der lebendigen Natur an, alles in der Natur ist ja eine lebendige Erscheinung für das liebende Herz des Weibes und der Mutter! Das sagte er so zuversichtlich, daß die Amtsräthin es anfangs nicht wagen wollte zu sagen: ich verstehe sie nicht, und endlich glaubte sie ihn zu verstehen. Sie merkte sich einige Formeln, sagte sie gutmüthig nach, und was noch seltsamer ist, diese Zaubersprüche veredelten sie: Sie wurde seitdem sanfter, humaner, gütiger gegen alle

Menschen. Ach, was bedurfte sie, ihr Mann und Julie weiter eines Beweises, daß sie verstand was Schlosser sagte. Auch Julie fieng an mit zu reden von sich gehen lassen, von innern Vollendung in sich selbst, von Harmonie mit der Natur, und nun machten Schlosser, die Amtsräthin und Julie ein Trio, bei dem der Amtsrath nicht selten die Geduld verlohr.

Die Amtsräthin faßte eine so hohe Achtung gegen ihren Gast, der sie mit ihrem weichen nach Veredlung strebenden Herzen, mit ihrer regsamen, raschen Phantasie in eine schönere Welt einweihete, wie in die allerheiligsten Mysterien, ihre Neigung gegen ihn, ihr Wohlwollen wurde so groß, daß sie glaubte mit ihm den schönsten Antrieb zur wahren Erlangung ihrer Würde zu verlieren. Sie wollte also von seiner Abreise gar nichts hören, und da er ohnehin angefangen hatte Julien im Zeichnen, und in der Beurtheilung der schönen Künste zu unterrichten, wobei diese solche ungeheure Fortschritte machte, daß man

in der nächsten Gesellschaft über die Kunstkennerin und ihre Weisheit erstaunte, so bat ihn Julie, sie nicht an der Schwelle des Schönheitstempels, in den er sie einführen wollte, zu verlassen. Kurz, Schlosser entschloß sich endlich, noch ein Paar Monate bei Noldens zu bleiben, aber unter der Bedingung, daß der Amtsrath ein beträchtliches Kostgeld von ihm nähme, das er sogleich zahlte.

Die Amtsräthin hatte indeß noch recht gute Stunden, in denen sie doch ihren Philosophen schärfer ins Auge faßte, besonders da sie sah, wie angenehm ihm Juliens Gesellschaft nach und nach wurde, da er jeden Augenblick suchte mit Julien allein seyn zu können. Sie prüfte den Philosophen, indeß doch nur so viel als er sich wollte prüfen lassen. Sie verstummte sogleich, wenn er mit seinem angenehmen Lächeln ihre Hand nahm und mit der einschmeichelnden Stimme sagte: Sie scheinen mich abhören zu wollen, Liebe, Gute! O sagen Sie mir was Sie wissen

wollen. Hier in diesem Kreise, den die Liebe, die Natur, ein besserer Geist um mich und Ihre Familie schließt, wäre es das unmäßigste Verkennen seines eigenen Glücks, wenn man leugnen könnte, was wahr ist. Er erzählte ihr seine Begebenheiten des äußern Menschen, die sie besonders wissen wollte, nur kurz, die Geschichte seines innern Menschen, sehr ausführlich. Ich war, so schloß er: keiner von den Menschen, die bewußtlos über die Gränze der innern Welt hinaus treten, den Menschen zum Athmen, Erwerben und Sterben verdammen. Ich ahnete, so bald ich fühlte, das Ideal, den ewigen Geist in der Natur; aber ich spielte nur mit diesem Geiste, verlohr die Wirklichkeit, und alles löste sich in eine bittere Täuschung auf, bis endlich der Abschied von meinem Vater, der meinen Geist irre führte, meinen Glauben an das Bessere tödten wollte, mir die Freiheit wieder gab; nur erst in diesem Glauben, nach tausend vergeblichen Versuchen

meine Eitelkeit zu schonen, trat ich fest auf den Boden meines Vaterlandes, und umfaßte nun —

Aber, lieber Schlosser, fragte der Amtsrath: wie heißt denn Ihr Vaterland, in das Sie nun wieder kamen?

Liebster Mann, er redet ja von dem geistigen Vaterlande.

Recht hübsch, liebe Frau, aber ich möchte nun von dem leiblichen gern reden. Daß er ein braver, ehrlicher Mann ist, sieh, das braucht der Rede nicht. Das zeigt sich im Handeln, und wie ers geworden, das weiß ich jetzt doch nicht, so viel er auch darüber gesagt hat, und in diesem Falle bin ich ein Herrenhuter, die der Gnade Gottes zuschreiben, daß man ein guter Mensch ist. Aber, liebe Frau, woher man ist, wer seine Verwandten sind, wie viel man im Vermögen hat, was man zu werden, oder wovon man zu leben gedenkt, das sind zwar irdische Dinge, aber glaube Du mir, und Sie auch, Herr Schlosser, der äußere Mensch, den Sie so

tief gegen den innern herabsetzen, den ich aber wahrhaftig noch nicht kenne, so oft Sie ihn auch beschrieben haben, den äußeren Menschen kostet es wahrhaftig mehr Mühe und Arbeit durch die Welt zu bringen, als den innern, und ob Sie mir gleich die Ehre anthun auf meinen innern Menschen auch große Stücke zu halten, (ein ehrlicher Mann bin ich, der es mit Gott und Menschen gut meynt, und sogar den Fliegen das Leben gönnt, wenn sie mich nicht im Mittagsschlafe stöhren:) so halte ich doch große Stücke auch auf die äußerliche und auf die sichtbare Welt, gerade weil ich sie sehen kann.

Nun fieng denn der Amtsrath, der von seiner Frau Schlossers Neigung zu Julchen gehört hatte, ein wenig gerade zu an nach seinen Umständen zu fragen, und diese Umstände waren recht gut, die Umstände des innern Menschen überließ er seiner Frau recht gern, und er setzte sich und fieng an ausführlich die bona paraphernalia seiner Frau aufzuschreiben, und er nahm sich fest vor nach dem

Gesetz sich gar nicht mehr in dieses Eigenthum seiner Frau zu mischen. Er sann und sann, auf einmahl sprang er auf, umarmte seine Frau und rief: Herzensfrau, Deine parapherna sind Dein Herz, Deine Liebe, Deine Güte! Hol der Henker Dein übriges Eingebrachte, wenn mir dies nur bis an Deinen Tod bleibt.

Siehst Du, lieber Mann, sagte die Amtsräthin, daß Du den innern Menschen mehr achtest als den äußern.

Ja wahrhaftig, sagte er erstaunt: aber zum Henker, so nennt das nicht innere Welt, nennts wie alle ehrliche Leute, ein gutes Gewissen, Rechtschaffenheit, Tugend, daß man nicht denken muß, ihr sprecht von Utopia, woran kein Ehrenmann glaubt.

Lieber Mann, brauchst Du denn nicht auch manche eigene Ausdrücke? nennst Du nicht uneheliche Kinder Mantelkinder? Vormünder Gerhaber oder Treuhänder? Sagst Heiligengeld, wenn Du — —

Ja, ja, unterbrach Nolden seine Frau: ich sehe Du hast Recht. Ja, ich sehe, Klimpern gehört zum Handwerke. Und recht ehrlich gesprochen, ja ich thats um mich zu zeigen, daß ich das Jus verstehe. Na, ich sehe wir sind alle eitel!

Er brach lächelnd, und ein wenig beschämt die Unterredung ab. Aber Schlosser und seine Frau waren jetzt noch schlimmer daran, denn er hielt die ganz neue Sprache so wohl für eine Antiquität, wie seine juristischen Ausdrücke.

Schlosser indeß gefiel sich immer mehr in Noldens Hause und ganz vorzüglich in Juliens Gesellschaft. Auch war Julie gar nicht kalt gegen die erhabene Philosophie, die er ihr beibrachte, ob sie gleich nur davon begriff, was sie lange vorher gewußt hatte, daß man gütig, menschlich, gerecht, aufrichtig, mit einem Worte tugendhaft seyn müsse um ein ruhiges Gewissen, um die Hoffnung auf ein ewiges Leben zu haben; aber sie freute sich doch, daß man sie anstaunte, wenn sie

sagte: der gute Mensch vernichtet Zeit und Raum, und die Liebe ist die Ewigkeitslinie die durch alle Welten und alle Zeiten geht. Sie fühlte sich erhabener, größer, fester, wenn sie so sprach, und sie bildete sich nicht wenig ein auf diese neue Sprache.

Aber weiter konnte es Schlosser nicht bringen. Julie hatte eine unbegränzte Achtung gegen Schlossern. Jeder Vergleich, den sie zwischen Rudolphen und Schlossern anstellte, fiel zu Schlossers Vortheile aus; aber ihr Herz gehörte dennoch Rudolphen. Schlosser merkte sehr bald, wer ihm in Juliens Herzen im Wege stand. Er ließ sich seinen Nebenbuhler beschreiben. Alles was ihm die Amtsräthin von Rudolphen sagte, überzeugte ihn, daß er Juliens Hand nicht verdiene, aber er schwieg und zuckte nur die Achseln. Sein Wohlgefallen gegen Julien wurde aber nach und nach zur brennenden Leidenschaft, und nun fieng er doch an, vielleicht sich selbst unbewußt, ganz leise das Glück seines Nebenbuhlers zu untergraben. Er sprach von ge-

wöhnlichen Menschen, die durch die Bildung, die sie Zufällen, dem Umgang, dem Reichthum verdanken, das Recht zu haben glauben, ihr Spiel mit der erhabenen Bestimmung des Menschen zu treiben. Solch ein Mensch, sagte er: ist nicht böse, er ist sogar großmüthig, gütig, menschlich; aber ohne Zweck, ohne Selbstbewußtseyn seiner Pflicht. Ach das reine Herz sträubt sich, sich dem Unedleren zu nahen, in dem keine Einheit ist, weil wir ahnen, daß wir uns vielleicht gar dem Unedleren unterwerfen müssen. Leider, leider ist das zarte Weib oft in der sinnlichen Welt ein Getriebe fremder Kräfte, weil es ihm zu hart scheint sich dagegen aufzulehnen, und weil das Weib fühlt, es darf nicht isolirt in der Welt seyn.

Die Amtsräthin verstand das. Julie nicht; aber ihre Mutter machte sie aufmerksam auf die Deutung dieses zarten Mitleidens Schlossers. Julie gab alles zu, nur nicht, daß Rudolph ihre Liebe nicht verdiene. Nach und nach sprach Schlosser deutlicher über Ru-

dolph. Daß Sie, Julie, ihn für gut halten, wundert mich gar nicht, sagte er: denn der gewöhnliche Mensch, und nach allem was Sie mir erzählt haben, auch Ihr Freund, hat sich mehr nach dem Interesse anderer Menschen bestimmt, als nach seinem eigenen Gefühle. Er opfert seinen eigenen Willen Ihnen auf, um von Ihnen dasselbe zu verlangen. Er unterjocht sich selbst Ihren Gefühlen, um wieder Sie unterjochen zu können, und auf diese Weise geht bei den Menschen meistens die alleredelste Freiheit, die Bestimmung der Natur nur uns selbst anzugehören, verloren. Woher kommts, als gerade hievon, daß das zarte Weib so gern die Freundin jedes guten Mannes ist, und daß ihm kein Opfer schwerer wird als sich einem Mann ganz hinzugeben, zu heyrathen? Ists nicht die leise Ahnung der Würde des Menschen, sich vielleicht zu einem Mittel fremder Wirksamkeit hingeben zu müssen, die jedem zarten, reinen Weibe das Heyrathen so schwer macht.

Was? rief Nolden mit großen Augen: das ist funkelhagelneu, was Sie da sagen. Das Heyrathen würde den Mädchen schwer? Nein, das ist zu arg. Die da, wäre mir ja bald davon gelaufen um desto früher zu diesem schweren Opfer zu kommen, und meine Frau?

Fragen Sie Ihre Frau, sagte Schlosser zuversichtlich.

O lieber Mann, sagte die Amtsräthin ein wenig empfindlich, ihr harten Männer haltet das weibliche Hingeben für Leidenschaft, das gebrochene Herz, womit wir die fremde Hand ergreifen, für ein klopfendes, und die Thräne in unserm Auge, die auf das Opfer fällt, für Lust. Ihr wißt nicht, wie schwer es uns wird, eines Mannes Eigenthum seyn.

Nein wahrhaftig, liebste Frau, davon habe ich damals nichts gemerkt, und ist es wahr, daß ihr das so schwer findet, so müßt ihr das verhenkert heimlich halten. Denn ich hätte Stein und Bein darauf geschworen,

daß ein Mädchen, hat sie erst einen jungen Herrn gefunden, nichts lieber sieht als die Brautkrone. Er schüttelte den Kopf, und schüttelte ihn sehr spöttisch, da Julie versicherte, daß Schlosser und ihre Mutter Recht hätten.

Nun, Julchen, sagte Nolden lächelnd: zwingen will ich Dich nie; aber für Spott sollst Du nicht sorgen.

Mit diesen, und dergleichen seltsamen Sätzen über die Zartheit des Weibes, gewann Schlosser immer mehr die Gunst der Mutter und Tochter. Man fieng an zu großem Verdruße des Vaters von lauter Sittlichkeit, Wahrheit, Natur, inneren Menschen zu reden. Da gabs eine Religion der Liebe, eine Poesie der Religion, alles wurde poetisch, in einem geheimnißvollen Sinne das Wort genommen, gedacht, geredet, gefühlt, geglaubt, geschrieben sogar. Sogar Juliens Briefe an Rudolphen enthielten immer mehr von diesen erhabenen Sachen, so daß es endlich Rudolph für nöthig hielt, Julchen ein-

mahl selbst darüber zu sprechen, da seine Satyre darüber in seinen Briefen sie nur empfindlich gemacht hatte.

Er gieng nach Reichenbach. Schlosser harrte auf seinen Nebenbuhler mit großer Erwartung. Da trat Rudolph mit einem heitern Gesicht in das Zimmer. Schlosser betrachtete ihn nach den ersten Komplimenten sehr aufmerksam und tiefsinnig. Rudolph warf ebenfalls aufmerksame Blicke auf den neuen Freund seiner Julie.

Es ist mir, sagte Rudolph endlich: als hätte ich Sie irgend wo gesehen. Aber wo? wo? das will mir durchaus nicht beifallen.

Mir ists eben so, antwortete Schlosser lächelnd. Doch kann es so leicht eine Täuschung seyn.

Eine Täuschung gewiß nicht, versicherte Rudolph.

Genug er konnte sich des Orts nicht entsinnen.

Unbarmherzig fiel nun Rudolph sogleich über Juliens Art zu reden her, mit seinem

ganzen Ungestüm, und mit seiner ganzen Aufrichtigkeit. Julchen vertheidigte sich so gut sie konnte; allein Rudolph trieb sie mit seinem: was verstehst du dadurch? hinter den erhabensten Redensarten hervor, und erklärte das endlich für eine affektirte Empfindelei. Das Wort nahm Schlosser übel, er nahm sich Juliens an, und Rudolph erklärte sehr trocken, daß er sich lieber mit der Romanenempfindelei vertragen wollte, als mit dieser empfindelnden, phantastischen Philosophie, weil man doch jener Romanenempfindelei mit der kalten Vernunft begegnen könnte, diese philosophische Empfindelei aber leider auf den Schein der Empfindung und der Wahrheit pochte, also beinahe inkurabel sey.

Da erhob sich Schlosser und überströmte Rudolphen mit dem Flusse einer schönen Rede, worin er ihm diese philosophischen Phantasien als die höchste Wahrheit als die heiligste und rührendste Wahrheit aus einander setzte. Rudolph hörte aufmerksam zu, und Schlossers Triumph schien entschieden. Rudolph

fragte nun nach der Bedeutung der einzelnen Worte. Schlosser schien sich darauf einzulassen, und beantwortete seine Fragen mit einem neuen Schwall von hochtönenden Worten. Rudolph sagte, nachdem er lange geduldig zugehört hatte: in der That, was ich von dem allen verstehe, sind ganz bekannte Dinge, und das Uebrige verstehe ich nicht.

Sehr aufrichtig, sagte Schlosser auf eine feine Weise lächelnd. Wahrscheinlich verstehen Sie die höhern Demonstrationen unserer Astronomen auch nicht? Sind sie aber darum Phantasien, Empfindeleien?

Wenn ich das behauptete, so thäte ich Unrecht; aber ich würde es dennoch sehr spaßhaft finden, wenn Julie das Gegentheil mir erweisen wollte, weil ein Astronom sie Saturns Ring einmahl hätte sehen lassen. Ich rede von Julien, mein Herr. Was auf Ihren Lippen Wahrheit seyn kann, die ich nur nicht verstehe, das ist auf Juliens Lippen eine philosophische Denkelei, wobei sie nichts denkt.

Sie machen Julien eben kein artiges

Kompliment. Aber, mein Herr Grohmann, wird es Ihnen so schwer auch noch einen Fall zu denken, daß Sie auch die Wahrheit auf Juliens siegenden Lippen nicht verstehen? daß Sie sogar nicht organisirt seyn könnten, diese Wahrheit überall zu verstehen. Um eine schöne Handlung schön zu finden muß man derselben Handlung fähig seyn; wenns nun mit dieser Wahrheit eben so stünde, daß, um sie wahr zu finden, der Mensch schon in dem innersten Gemüthe das leiseste Gefühl, den Takt der Wahrheit haben müsse?

Nicht organisirt für die Wahrheit? Es setzt wahrlich einen unerträglichen Stolz voraus, so etwas zu sagen.

Gar keinen Stolz! denn diese Wahrheit liegt so tief, daß kein Menschenleben hinreicht sie zu erreichen, daß sie nicht gedacht, daß sie nur geglaubt werden kann.

Wem muß sie geglaubt werden?

Der untrüglichen, lauten Donnerstimme in unserm Innern, dem Gewissen muß geglaubt werden. Gewissen darum, weil es

von dem einzig Gewissen ausgeht und dazu hinführt, und nun, wenn diese Stimme, die erstickt werden kann, und wird, so bald der Mensch seine Bestimmung verkennt, mit sich selbst sein Spiel treibt, zwar unschuldig, aber es doch treibt, wenn nun diese Stimme der Wahrheit in Ihnen nicht so tönte als sie soll? Wenn sie nun von den tausend Stimmen Ihrer Geschäfte, von der Musik Ihres Wohlgefallens an Ihrer eigenen Nützlichkeit unter den Menschen übertönt würde? würden Ihnen denn unsere Gedanken etwas anders seyn können als gehaltlose, stoffleere Töne?

Ja wahrhaftig, so freilich müßte es seyn, wenn es wahr seyn sollte, sagte Rudolph lachend, denn ich verstehe wiederum nicht ein Wort von allem dem, was Sie sagen, und an Wahrheit bin ich nun einmahl gewohnt den Anspruch des Verstehens zu machen. Recht so, mein Herr, einen Zug haben Sie mit allen Schwärmern gemein, ohne Sie aber darum zu einem Schwärmer zu machen; Sie berufen sich auf Ihr inneres Licht, und auf

die unheilbare Blindheit Ihres Gegners. Sie haben Recht; ich verstehe Sie nicht. Er drehete sich lachend von ihm ab und sehr ernsthaft zu Julien. So viel verstehe ich von Dir, Julie, daß Menschlichkeit das Ziel ist, wohin Du strebst. Es kann gleichgültig seyn, welch ein Ton diesen Begriff bezeichnet; aber Julie, ich fürchte, Du sagst etwas, wobei Du nichts denkst, das wäre Falschheit, oder wobei Du nichts fühlst, und das wäre noch schlimmer, denn es wäre Heuchelei. Das, meine Julie, scheint so unschuldig, thut der Eitelkeit so wohl, aber es führt zu etwas anderm, der Heuchelei! Und, Julie! daran würde mein Glauben an Dich scheitern. Julie, um doch auch in Bildern zu reden, der ganze Lichtstrahl ist weiß, ohne alle Farbe. Nur wenn er zerrissen wird, so kleidet er sich in bunte Farben. Die Wahrheit ist einfach, weiß wie die Unschuld. Julie, setzte er mit einem sehr wehmüthigen Blicke auf sie hinzu: sey der Unschuld, der Einfalt getreu. Sey mehr, sey natürlich!

Julie errôthete, sie schlug verwirrt die Blicke zu Boden, denn sie fühlte, daß Rudolph wenn auch nicht ganz, doch wenigstens größtentheils Recht hatte. Sie reichte Rudolphen die Hand; und legte die vor Scham hochrothe Wange auf seine Schulter. Heiter setzte Rudolph, aber ihr leise ins Ohr, hinzu: auch kleidet Dich die Gelehrsamkeit gar nicht, wie kein Mädchen. Ihr gebt den Gürtel der Göttin der Schönheit hin, und erhaltet dafür Minervens furchtbares Medusenhaupt.

Julie gestand zwar nicht ein, daß sie Unrecht hatte; allein sie zeigte durch einen einfachen verständlichen Ausdruck, den sie von jetzt an gebrauchte, daß Rudolphs Liebe ihr mehr als der eitle Triumph war, den ihr Schlosser bereitet hatte.

Die Amtsräthin gab nicht nach. Rudolph sagte ganz kalt: so bald ich die Erlaubniß haben soll, Sie nicht zu verstehen, so reden Sie. Verstehen Sie sich selbst, desto besser für Sie! Ich wünsche es wenigstens.

Diese leichte Art, dieses Lächeln, mit dem Rudolph die Amtsräthin nahm, verdroß sie. Hätte er disputirt, mit aller Hitze, sie würde ihm vergeben haben, allein zuweilen redete er absichtlich in eben dem Tone, und wechselte dann so rasch mit seinem eigenen ab, daß der Amtsrath Nolden sagar den Muth bekam die Thorheit seiner Frau lächerlich zu finden und zu machen. Die Amtsräthin machte Julien aufmerksam auf den Leichtsinn, mit dem er über Reinheit der Seele, über Treue, über Liebe redete. Das war sehr wahr. Rudolph spöttelte über diese Worte, und über das Pathos, womit sie Schlosser und die Amtsräthin aussprachen. Mit diesem Leichtsinn brachte die Mutter die Nachrichten der Tante aus der Stadt in eine sehr bedeutende Verbindung. Was Julie nur halb wußte, Rudolphs Umgang mit der Schwester des Mahlers, mit der Tochter des Gastwirths, das alles erfuhr sie jetzt ganz, mit ganz kleinen, aber sehr bedeutenden Zusätzen.

Die Amtsräthin, die Julien sogern als Schlossers Frau gesehen hätte, die in der That an Rudolphs Leichtsinn, an seine gesunkenen Sitten glaubte, fand das bestätigt durch die Persiflage ihrer erhabenen Philosophie; sie rieth ihrer Tochter aufmerksam auf Rudolphen zu seyn, und es gelang doch der Mutter, von deren unpartheiischen Gerechtigkeit Julie überzeugt war, die Tochter ein wenig mißtrauisch zu machen. Schlosser trug das Seine redlich bei. Er forderte bei allen Gelegenheiten Rudolphen zum Disputiren mit ihm auf. Rudolphen fehlte es an Gewandheit im Disputiren. So oft er es wagte, eben so oft wußte ihn Schlosser mit einigen Sophismen zu überraschen, von einem auf das andere zu springen, ihn zu verwirren, freilich ohne ihn zu besiegen; denn Rudolph brach allemahl lachend und mit ein Paar tollen Einfällen, worin er Schlossern überlegen war, ab.

Schlosser sagte mitleidig: er will nicht. Die Wahrheit findet wohl den Zugang in sei-

nen Kopf, aber sein Herz stößt sie von sich. Er sprach mit mitleidigem Achselzucken von ihm. Er sah oft Minuten lang Julien mit zärtlich wehmüthigen Blicken an, und dann sagte er, als ob jemand ihm die Worte entrisse: armes, armes Mädchen! und fragte Julie nach der Ursache dieses Ausrufs, so brach er ab, und nach einigen Minuten fieng er von Rudolphs Leichtsinn an zu reden.

Seine prophetischen Sprüche von der Untreue der sinnlichen Männer wurden grauenvoller, und an einem Tage da Julie ängstlich da saß (Rudolph war mit Nolden auf der Jagd) sagte er auf einmahl: und wenn ich mich nur entsinnen könnte, wo ich Ihren Freund schon gesehen habe. Wenn nur ... Wir kennen uns schon. Er scheint es zu wissen, wo er mich gesehen hat; aber eben so sehr scheint ihm daran zu liegen, daß ich mich nicht erinnern soll.

Das war wahr. Rudolph hatte oft zu Julien gesagt, daß er Schlossern irgendwo gesehen hätte, und nun redete Schlosser von

dieser Bekanntschaft so räthselhaft, so miß=trauisch, daß Julien allemahl ein Schauer überlief, wenn Schlosser Rudolphen so unbe=merkt betrachtete, und dann die Hand an die Stirn legte, um sich zu besinnen.

Das alles zusammen genommen machte doch eine große Wirkung auf Julien, die zu Schlossers Redlichkeit ein unbegränztes Zu=trauen hatte. Sie machte Rudolphen sogar Vorwürfe, die dieser lachend widerlegte, und alles vergaß, wenn Julie schwieg. Sie wur=de mißtrauisch gegen ihn; aber sie liebte ihn noch immer zärtlich, und da Schlosser seine Leidenschaft gegen sie zu verbergen fein genug war, so gerieth ihr argloses Herz auf den Argwohn nicht, der ihr so nahe lag.

Den Tag vor Rudolphs Abreise erzählte Schlosser der Amtsräthin und Julien, wäh=rend Rudolph arbeitete, was er auch hier in festgesetzten Stunden that, einen Theil seiner Begebenheiten. Er erzählte von seinem Va=ter, einem Greise, dem das Unglück sich selbst, seinen Geist geraubt habe. Er sprach

von ihm mit den zärtlichsten Ausdrücken, und mit den rührendsten Tönen entdeckte er den beiden Frauenzimmern, daß seines Vaters sittliches Unglück auch auf dem Herzen einer geliebten Schwester laste. O ich liebe dieses Mädchen, rief er aufstehend und die Augen trocknend: von Herzen, und ich muß es sehen, wie sie untersinkt an der Brust eines Vaters, und ihr ganzes Verbrechen ist, daß sie ihren Vater zu sehr liebt.

Man kann leicht denken, wie Mutter und Tochter sich für die Schwester des edlen Schlossers interessirten. Sie fragten nach den geringsten Kleinigkeiten. Ueber seines Vaters Unglück, über die Art desselben gieng er schnell weg. Desto länger hielt er sich bei seiner Schwester auf. Er beschrieb Julien sie als ein höchst reizendes Geschöpf. O, sagte er: wenn ich sie mir so denke, das letzte Mahl da ich sie sah. — O um Gottes Willen! o ewige Barmherzigkeit! rief er auf einmahl mit erschreckenden Tönen: jetzt! jetzt! ja, da wars! da! —

Mutter und Tochter sprangen auf. Sie fragten Schlossern, was ihn so erschreckt habe. Schlosser legte die Hand an die Stirn. Er antwortete gar nicht. Endlich sagte er vor sich hin: wenn ers wäre, o Mächte des Himmels! meine arme theure Schwester! o bedaurenswerthe Julie!

Mutter und Tochter drangen jetzt noch eifriger auf Schlossern ein, ihnen zu sagen, was er wüßte.

Sobald Sie mir das tiefste Stillschweigen versprechen, sagte er. Beide versprachen es ihm feyerlich. Ehe ich mit Ihnen bekannt wurde, hob Schlosser an: kam ich durch **. (Er nannte die Stadt worin Rudolph lebte.) Ich fand zufällig meinen Vater hier, der mit meiner Schwester hier in Mangel lebte. Ich ahnte das, ich hatte ihn schon lange aufgesucht um ihn wenigstens gegen die Armuth zu schützen. Hier fand ich ihn, guter Gott! Ich gehe zu ihm, ich öffne die Thüre seines Zimmers, und sehe meine Schwester in den Armen eines jungen Mannes, ihre Lippen

auf seine gedrückt, in beider funkelnden Augen sehe ich die Flamme der Liebe, der allerheißesten Liebe. Mein Vater, mein unglücklicher Vater steht neben ihnen — eine Welt hätte ich dafür gegeben, wenn er je so bei mir gestanden wäre! Er stand da mit Thränen in den Augen, ach schon lange hatte sein versteinertes Herz keine mehr geweint. Er hatte seine beiden Hände segnend auf die Stirn der beiden Liebenden, seiner Tochter und des jungen Menschen gelegt, und sagte mit Tönen, die ich nie so sanft gehört habe: Gott segne euch, meine Kinder! und dieser junge Mensch war, Julie, war —

Julie erblaßte.

War Ihr Freund, war Rudolph. Wie ich ihn hier wiedersah, so fiel mir sein Gesicht sogleich auf; aber ich wußte nicht wo ich ihn gesehen hatte. Jetzt aber, da ich Ihnen von meiner Schwester erzählte, da ich sie mir in den Armen ihres Geliebten dachte, da stand Rudolph lebendig vor meinen Augen. Er war es. Ich kann nicht

irren. Und dennoch — dennoch könnte ich irren.

Julie erholte sich von ihrem Schrecken. O ja, Sie irren gewiß! sagte sie. Sie irren. Er war es nicht.

Schlosser sann nach. Es kann seyn, sagte er ungewiß. Mein unglücklicher Vater muß geschont werden, o Julie, sagte er zärtlich: würden Sie nicht meiner unglücklichen Schwester schonen, deren ganz zerrissenes Herz vielleicht dieser Liebe, dieser Hoffnung, ach sey sie auch eine Täuschung, dieser schönen Täuschung bedarf um nicht an Allem zu verzweifeln? Julie, Sie gaben mir Ihr Wort zu schweigen.

O mein Gott! rief Julie ängstlich: Sie irren, Sie irren gewiß. Lassen Sie uns ihn fragen.

Julie, sagte Schlosser: und wenn er in dem Drange der Nothwendigkeit, der Scham, des Gefühls der unwürdigsten Untreue leugnete?

Leugnete? wiederholte Julie, und sie warf einen stolzen Blick auf Schlossern. Herr Schlosser, ein Lügner ist er nicht, sagte sie stolz und empfindlich.

Das ist er nicht, sagte Schlosser sehr eifrig. Aber wie? wenn er eine scheinbare Entschuldigung hätte?

Ist es etwan Ihr Wunsch, Herr Schlosser, daß er die nicht haben soll.

Schlosser antwortete ein wenig verwirrt, aber doch sogleich wieder freimüthig: ja, das wünschte ich, Julie, weil ich wünschte, daß Ihnen das Verhältniß, in dem Sie mit einem Manne, den Sie lieben, stehen, ganz klar und offen vor der Seele stände, damit kein Zweifel ihre Seele beunruhigen könnte. Soll ich ihn in Ihrer Gegenwart fragen? Er ist so freimüthig, so offen, und ich vermuthe sogar, daß er dieser Frage von mir schon entgegen sieht, daß wir mit einer Ueberraschung bei ihm kaum etwas gefährliches wagen würden, sogar wenn er es wäre, wenn er schuldig wäre.

O ich werde ihn selbst fragen, sagte Julie schmerzlich.

Fühlt Julie nicht, sagte Schlosser lächelnd, daß sogar in dem schlimmsten Falle Ihr Freund glauben müßte, ich hätte das Herz nicht gehabt ihm ins Gesicht zu sagen, was ich von ihm wüßte, und wäre er unschuldig, hätte ich mich ganz geirrt, müßte er nicht glauben, ich hätte ihn verläumden wollen?

Julie erwiederte empfindlich: aber, mein Herr, in meiner Gegenwart sollen Sie ihn fragen.

Morgen, Julie. Bis dahin will ich ihn nicht sehen.

Warum nicht jetzt?

Weil, weil — sagte Schlosser verwirrt, Julie, Julie, ich habe das kummervolle Leben eines unglücklichen Vaters, das weiche blutende Herz einer Schwester zu schonen. Ich habe Ihnen ein Verhältniß klar vor die Augen zu legen, was Sie unglücklich machen könnte, ich bin Ihrem Freunde Gerechtigkeit schuldig, was auch meine persönliche Ueber-

zeugung

zeugung von ihm seyn könnte. Wollen Sie mir diese zarten verwickelten Verhältnisse zu lösen, nicht einige Stunden zum Nachsinnen erlauben? Wollen wir, roh wie gewöhnliche Menschen, das Spiel der wilden Leidenschaft spielen? Sollen in unserer Seele eben so disharmonische Töne erklingen, als vielleicht in diesem unbekannten, verwickelten Verhältnisse liegen? Lassen Sie uns Ihrem Freunde zu Liebe, sanft den Zweifel über ihn lösen, oder ihn eben so sanft zur Gewißheit bringen.

Die Amtsräthin war auf Schlossers Seite, Julie sah ein, daß er Recht hatte. Sie ergab sich. Sie versprach Rudolphen nichts zu sagen. Schlosser sprach Rudolphen nicht. Den andern Morgen, da Rudolph abreisen wollte, (der Amtsrath reiste auf zwei Meilen mit ihm) eben Rudolph in Juliens Armen lag, da sagte Schlosser: jetzt, Herr Grohmann, da ich Sie in Juliens Armen sehe, jetzt fällt mirs ein, wo ich Sie gesehen habe. —

Wo?

Ich trat zu meinem Vater ins Zimmer, sie hielten meine Schwester umarmt, mein Vater legte seine Hände auf Ihre und meiner Schwester Stirn, und sagte: Gott segne euch! das waren Sie?

Julie erblaßte bei Schlossers Frage, und erblaßte noch mehr, da Rudolph einen Blick auf Schlossern warf, und mit allen Zeichen des Erschreckens sagte: Gott! ja! Sie sinds! Jetzt erinnere ich mich. Dann fragte er nach einem Sekunden langen Nachdenken, und faßte Schlossers Hand mit ungewisser Zärtlichkeit: weiß man hier —

Nichts, unterbrach ihn Schlosser lächelnd. Das Verhältniß ist so zart . . . wollen Sie indeß reden?

Rudolph besann sich wieder.

Mein Herr, sagte er bedenklich: eine Viertelstunde mit Ihnen!

Nein, Herr Grohmann, antwortete Schlosser ernst: mit mir kein Wort darüber. Das ist mein fester Entschluß! —

Darf ich Ihrem Vater sagen, daß Sie hier sind? —

Wozu sollte das nutzen? fragte Schlosser. Ich habe Ihnen nichts zu sagen, setzte er ernst, und edel auf Rudolph zutretend, hinzu. Sie haben es, durch Zufall, oder freiwillig übernommen die beiden gebrochenen Herzen meines Vaters und meiner Schwester zu heilen. O mein Herr, zerschlagen Sie die Herzen nicht, die sich Ihnen hingegeben haben, und so leben Sie wohl.

Er umarmte ihn.

Rudolph sah ihn bestürzt an. Aber zum mindesten Ihre Schwester, Herr Schlosser?

Muß ich Ihnen noch einmahl sagen, erwiederte Schlosser mit finstern Blicken: daß Sie auch meiner Schwester mehr sind, mehr seyn müssen, als ich? Schonen Sie des weichen Herzens des Mädchens! Ich bitte Sie, nichts mehr!

Gut denn! sagte Rudolph ängstlich: ich hoffe, Sie haben es nicht vergessen, daß Sie

Sohn, oder doch, daß Sie Bruder sind, und so leben Sie wohl. Ich traue Ihnen.

Julie hörte das Ende dieses Gesprächs aus dem nächsten Zimmer an, wohin sie sich zurück gezogen hatte, um ihren Schmerz zu verbergen. Rudolph reiste ab. Schlosser verließ das Zimmer und gieng mit großen Schritten im Garten auf und nieder. Julie sah ihn durch das Fenster, sie sah daß er sich die Augen trocknete. Sie wiederholte sich sein Gespräch mit Rudolph. Das Gespräch war dunkel und räthselhaft; aber Schlossers Thränen schienen ihr der deutlichste Kommentar zu diesem Gespräche zu seyn, und Rudolphs Untreue war ihr jetzt nur zu gewiß.

Wie erstaunte Julie also, da Schlosser jetzt selbst Rudolphs Vertheidigung übernahm. Es ist wahr, sagte er: Ihr Freund war bestürzt, da ich ihm sagte, wo ich ihn gesehen hatte. Aber es war nicht die Bestürzung der Schuld, Julie. Der Schuldige erschrickt anders; er will sein Erschrecken verbergen; das wollte Ihr Freund nicht. Er erschrak

nur, weil er jetzt erst vielleicht den ersten Blick in sein eigenes Herz that. Daß er eine besondere Unterredung mit mir verlangte, darf ihn nicht verdammen. Wenn er auch sogar ganz und gar unschuldig war, so mußte ihm daran liegen, daß auch kein Schein seiner Schuld Ihrem Herzen, Julie, nahe kam. Es ist wahr, er bat mich, ich möchte nicht vergessen daß ich der Bruder des Mädchens wäre. Ich erschrak anfangs selbst vor diesen Worten, und Julie, man ist immer je geneigt den Worten eines Verdächtigen die härteste Auslegung zu geben: es sollte umgekehrt seyn. Ich zitterte, weil ich anfangs glaubte, er wollte mich mit diesen Worten bestechen zu schweigen.

Nun, und wollte er das nicht? fragte Julie mit angstvollen Blicken.

Ja, das wollte er; aber gewiß nicht gegen Sie. Sie wollte er nicht betrügen! das lag in seinem festen Tone, in seinem freymüthigen furchtlosen Wesen zu deutlich; es konn-

te auch dem ungeübtesten Auge nicht entgehen.

Aber was wollte er denn damit?

Auch meine Schwester wollte er nicht betrügen; denn wie hätte er sich sonst an den Bruder wenden können? Betrügen wollte er nicht. Er fühlte sich unschuldig; aber er mochte doch einsehen, wie schwer dies verwickelte Verhältniß, in das ihn der Zufall oder auch eine kleine Unbesonnenheit, die seinem alles wagenden Charakter so natürlich ist, gebracht hatte, wie schwer es Ihrem Herzen, oder der noch weichern verwundeten Seele meiner unglücklichen Schwester werden könnte, und Ihr Freund wage so viel er wolle, er wird es nie wagen an Ihren oder an meiner Schwester Thränen Schuld seyn zu wollen.

Julie zerfloß in heissen Thränen; allein sie konnte doch durchaus nichts deutlich gewahr werden, und hätte Schlosser Rudolphen nicht vertheidigt, so würde Rudolphs Unschuld bald in ihrem Herzen gesiegt haben. Sie machte Schlossern Vorwürfe, daß er

nicht in Rudolphs Gegenwart deutlich mit der Sprache herausgegangen sey. Ich freue mich, Julie, sagte er und legte die Hand feyerlich auf die Brust: daß ich es nicht gethan habe. Rudolph ist rasch, aufrichtig, edel sogar. Die feste Versicherung, er sey schuldig, würde ohne Zweifel bei ihm, wie ich ihn kenne, das zu rasche Gefühl, es sey so! hervorgebracht haben. Sie, oder meine Schwester, deren Herz von einer Thräne mehr als sie jetzt weint, zerdrückt werden muß, würden das Opfer seiner zu raschen Ueberzeugung geworden seyn, oder ich hätte ihn in die Lage gebracht, wenn er sie beide hätte schonen wollen, eine von ihnen zu betrügen. Julie, ich kann nicht auf ein Herz, das sich noch retten kann, die zerschmetternde Last eines Verbrechens werfen. Sagte ich ihm: sie hielten meine Schwester mit glühender Liebe umarmt, und mein Vater segnete ihre Verbindung! so mußte er entweder gestehen: nein, ich liebe Julien! nur ein unglücklicher, betäubender Augenblick führte mich in die Arme ihrer

Schwester. Er bat um Ihre Vergebung, er schwor meine Schwester nicht wieder zu sehen. Er hielt Wort, und meine arme Schwester — oder er läugnete und wurde dadurch erst — schuldig. Nein, Julie, jetzt steht er noch frei da, nicht der Sklav einer äußeren Nothwendigkeit. Er kann noch frei wählen, und wird wählen, hoffe ich, das Gute, das Schöne.

O wenn es so ist, sagte Julie: was anders kann er wählen als ein Verbrechen?

Muß es denn so seyn, wie wir denken, Julie? O Julie, Sie lieben ihn! aber wollen Sie denn in dem Spiegel der Leidenschaft ihn durchaus schuldiger oder unschuldiger sehen als er ist? Wollen Sie denn Ihren Freund durchaus an den wilden Flug Ihrer Leidenschaft fesseln? Julie, o Julie, fühlt denn dieses zarte, schöne, starke Herz in Ihrer Brust den hohen Triumph nicht, der darin liegt, wenn Sie Ihrem Freunde die Zeit schenken, frei, rein, unschuldig in Ihre Arme zurückzukehren? Sollen Vorwürfe, soll Lei-

denschaft, Reue und Schuld ihn wieder mit unreinen Banden an ihr Herz fesseln, oder freier Entschluß und eine ewige Liebe? Julie, Sie sind ein zu zartes, schönes Wesen!

Juliens Herz wurde in tiefem Schmerz zerrissen. Schlossers Vertheidigung drückte den Dornen des Verdachts und der Eifersucht immer schmerzender in das blutende Herz des Mädchens. Rudolph hatte Schlossers Schwester umarmt, der Vater hatte sie gesegnet, so viel war doch wahr. Rudolph war erschrocken, wie Schlosser es ihm vorhielt. Das hatte sie gesehen. Aber noch immer sah sie nicht, warum es ihr ganz eigentlich zu thun war, den Zusammenhang der ganzen Sache. Ob Rudolph sie oder Schlossers Schwester liebe? Das war die Frage und die war noch nicht beantwortet. Schlosser hütete sich wohl zu sagen, daß er nichts weiter wüßte als daß seine Schwester in Rudolphs Armen gestanden hatte. Er redet hin und wieder, freilich nur im Vorbeigehen, von seiner Schwester Liebe, jetzt mit einer Gewißheit, die keinen Zweifel übrig ließ; dann

sprach er wieder räthselhaft darüber. Ob Rudolph seine Schwester liebe, davon sagte er nichts, und dies war der Anker, an dem noch immer Juliens Herz und Hoffnung fest hieng.

Sie verließ Schlossern. Nun gieng sie im Garten auf und ab, sann, dachte, überlegte alle Umstände, und in ihrer Seele stieg doch ein kleines Mißtrauen gegen Schlossern auf. Sie glaubte nicht, daß er sie geflissentlich betröge; das konnte sie dem edlen Manne nicht zutrauen; allein seine Liebe zu ihr war doch dem weiblichen Blicke nicht ganz entgangen, so sehr Schlosser sie auch verbarg. Sie bewunderte zwar desto mehr Schlossers Edelmuth Rudolphen zu vertheidigen, und die Stärke, die sein Herz hatte, seine Leidenschaft bei dieser Begebenheit so ganz aus dem Spiele zu lassen; allein sie glaubte doch, daß Schlosser etwas menschliches begegnet sey, und daß er wider Willen und Wissen Rudolphs Schuld zu hoch anschlage.

Am Abend gieng sie mit Schlossern spatzieren. Sie fragte nun kurz nach dem deutli-

chen Zusammenhang der ganzen Sache. Sie hoffte ordentlich darauf, Schlossern auf einer Ungerechtigkeit gegen Rudolph zu ertappen.

Rudolph liebt sie, Julie, hob Schlosser ruhig an. Davon wenigstens bin ich fest überzeugt: denn wie wäre es je möglich, daß er aufhören könnte Sie zu lieben? Er sieht meine Schwester. Meine Schwester ist nicht ohne einen zarten Reiz; der Gram auf dem schönen Gesicht giebt diesem Reiz noch einen höhern Werth. Rudolph lernt sie kennen, und —

Wie aber lernte er sie kennen?

Ein Zufall, liebe Julie, vielleicht sogar der großmüthige Wunsch ihr beizustehen, meinem Vater zu helfen. Genug er lernt sie kennen. Was Sie mir von Ihrem Freunde erzählten, und wie ich ihn nun selbst kennen gelernt habe, gehört er zu den Menschen, die von der Schuldlosigkeit ihres eigenen Herzens überzeugt, von ihrem alles besiegenden Muthe hingerissen, mit der hohen Bestimmung des Lebens glauben spielen zu können; sie stürzen

sich unbesorgt in jedes fremde, schwere Verhältniß. Ihr Inneres ist im Kampf, es fehlt ihnen an Einheit in sich selbst. Sie suchen die Tugend außer sich selbst. Sie ahnen das Schöne, und gehen ihm nach, wo sie es finden. So findet Grohmann meine Schwester. Ihre Schönheit, oder wie Sie wollen, ihr Gram macht sein Mitleiden, sein Gefühl rege. Voll von der Liebe gegen Julien, voll von dem Bewußtseyn seiner Treue, unbesorgt drängt er sich an meiner Schwester Herz. Eitelkeit sich geachtet zu sehen, Großmuth, Mitleiden, Wohlwollen, das immer stärker wird, jugendlicher Leichtsinn, alles zu wagen, zu rasches Zutrauen zu sich selbst, ein schwieriges Verhältniß zu lösen, sich darin leicht und frei zu bewegen, ziehen ihn näher. Ihr Freund ist sogar nicht frei gegen den Reiz der Sinnlichkeit, der äußerlichen Schönheit. Sehen Sie so verwickelt sein unbesorgtes Herz sich in den Netzen, die er selbst geschaffen hat. Er kämpft, er siegt, er faßt Muth, er kämpft aufs neue. Eine sentimentale Stun-

de, ein unbewachter Augenblick, eine Minute, worin Sie vergessen sind, und er sinkt in meiner arglosen Schwester Arme, die für Liebe hält was nichts ist als vielleicht ein unbesonnenes Mitleiden, das sie aber vielleicht auf Lebenslang elend macht. So denke ich es mir.

Es kann so seyn, sagte Julie tief aufseufzend. Aber ob es so ist, setzte sie muthiger hinzu: will ich von Rudolph wissen.

Julie! sagte Schlosser warnend. Sie sah ihn an. Ich will Ihnen sagen was geschehen wird, und dann wählen Sie, was Sie wollen. Rudolph wird Ihnen sagen, es ist so, weil er glauben muß, daß ich es Ihnen so dargestellt habe. Er wird meine Schwester verlassen müssen und meine Schwester wird vergehen unter der schwersten Bürde des Lebens, dem Glauben, daß man betrogen ist.

Und soll ich denn unter dieser Bürde vergehen? warum ich?

Vergehen wollen, Julie, tragen wollen ist der Triumph des Lebens; aber tragen

müssen, wie das der Fall mit meiner Schwester ist, o Julie, wie können Sie das auf ein Herz legen? Doch es sey, Julie; denn Sie wären unschuldig. Und wenn Sie an dem Grabe ständen, in das man meine Schwester hinabsenkte; Sie könnten sagen: die Unglückliche! ein zu schweres Verhängniß, der Muthwillen eines Menschen tödtete sie! Aber, Julie, wem zu Gefallen wollen Sie das Schicksal eines Menschen auf diese gefährliche Höhe stellen? Was wollen Sie? Wollen Sie Rudolphs Hand nur besitzen, nur Rudolphs Frau seyn, um welchen Preis es seyn kann? oder wollen Sie Rudolphs Herz, und die Gewißheit, daß es Ihnen zugehöre in Liebe?

Julie sah ihn tiefsinnig an ohne zu antworten. Sie fühlte: sie wollte ihn um jeden Preis.

Sie fragen Ihren Freund. Ist er tugendhaft, und das ist er, wie man das gewöhnlich versteht —

O mein Herr, nicht so. Er ist tugendhaft, wie ich, wie Sie es meinen.

Gut denn, liebe Julie. Er ist tugendhaft, Sie haben das Versprechen seiner Treue. Er liebe Sie nun oder meine Schwester: er wird Ihnen Wort halten. Sie erhalten seine Hand, und in Ihrer Brust bleibt der Zweifel an seiner Liebe, welchen die erste finstre Miene, die er machen wird, zur Gewißheit erhebt

O liebt er mich nicht, so —

Wie wollen Sie das erfahren? allein überlassen Sie ihn sich selbst; zeigen Sie ihm keinen Verdacht, halten Sie den Glauben auf ihn und seine Liebe fest. Selbst das heutige Gespräch mit ihm war vielleicht schon für Ihre Ruhe zu viel. Beobachten Sie ihn in der Ferne, Sie werden ja endlich herausbringen, ob die fürchterlichste aller Leidenschaften ihn treibt, die Sinnlichkeit, oder ob seine unbesonnene Fröhlichkeit ihn einen Augenblick lang verirrte. Sie haben ja da Ihre

Tante, die Ihnen ja die bestimmtesten Nachrichten geben kann.

Da goß Schlosser einen Tropfen gährendes Gift in Juliens Brust. Ihr fielen die Briefe ihrer Tante, und der Bedacht ein, in dem ihn die hatte. Ihr fiel des Mahlers Schwester, und aus dem letzten Brief der Tante ein junges Mädchen ein, die Tochter eines Gastwirths (eben das Schönheitsideal Seitlers) mit dem, nach der Tante Aussage, Rudolph eben nicht das ehrbarste Leben führen sollte.

Julie sagte auf einmahl erbittert: entweder Rudolph ist ganz und gar unschuldig, oder er ist der elendeste Bösewicht auf der Erde, mein Herr Schlosser. Ein Mittelweg ist nicht da, das sehe ich jetzt deutlich. Ich werde weiter mit Ihnen darüber reden. Entweder ganz unschuldig oder — und ich denke, ja Rudolph, ich weiß, du bist unschuldig.

Sie bat ihre Mutter um die Erlaubniß auf einige Wochen zu ihrer Tante zu ziehen,

und

und erhielt sie. Sie schrieb Rudolphen, daß sie verreiste und bat ihn, ihr so lange nicht zu schreiben, bis sie zurück sey. Er ist unschuldig, liebe Mutter, sagte sie, wie sie in den Wagen stieg. Sie sollen es sehen. Aber ich kann nicht mehr in diesen marternden Zweifeln bleiben, ich will ihn verfolgen, wie sein Schutzgeist, wie sein Gewissen. Sie reiste ab, und kam bei ihrer Tante, die um Juliens Plan wußte, unter einem fremden Nahmen an.

Rudolph fand bei seiner Zurückkunft seinen Seitler noch eben so enthusiastisch für die Schönheit als sonst. Er zitterte jetzt vor Schlossers Vater, da er seinen Sohn kannte. Er ahnete etwas Schreckliches, was Vater und Sohn trennen konnte, diesen Vater, und diesen Sohn, der ihn bis auf seine feyerliche dunkele Sprache, die ihm aber das Erbtheil von dem Vater schien, ganz wohlgefallen hatte. Rudolph war viel mit Schlossern allein gewesen, und Schlosser hatte unter vier Augen mit Rudolph zulezt ein System, das

ein gutes Theil verständlicher war. Man muß sich gehen lassen, man muß sich in sich selbst ausbilden, ganz seyn, was man seyn kann, dem er bei den Damen eine so mystische Deutung gab, war das worin Rudolph mit ihm übereinstimmte. Man muß sich und andere gehen lassen! das war Rudolphs Grundsatz ganz.

Der Alte hatte von seinem Geschick bis jetzt gegen Rudolph geschwiegen, und Rudolph ehrte das Geheimniß des Alten. Er drang nie in die Tochter etwas zu erfahren. Er schwieg von der Bekanntschaft die er gemacht hatte, da er in der That nicht wußte, was es nützen könnte, wenn er dem Alten sagte: ich kenne Ihren Sohn. Er gieng vor wie nach zu ihm.

Zufällig sah er Hogarths Punschgesellschaft in Wachs. Er erstaunte über die Wahrheit des Ausdrucks. Es ist noch nichts, sagte ein Engländer, der gegenwärtig war: gegen die furchtbare Wahrheit der Hogarthi-

schen Gemählde. Das machte Rudolphen neugierig; er lief umher nach Hogarths Kupferstichen, und erhielt sie, sah sie, und las dabei Gilpins Erklärung derselben. Lichtenbergs eben so genialisches Seitenstück zu Hogarths Zeichnungen war noch nicht da. In dieser schönen genußreichen Stunde überraschte ihn Seitler.

O, rief Rudolph aufspringend, und ihn zu den Kupferstichen hinstoßend: wirf Deine Heben und Deine Madonnen zum Henker, Seitler, und mahle mir Menschen, mahle den Teufel um vor dem Teufel zittern zu machen. Sieh her, und bete an. Hier ist mehr als Raphael.

Der Mahler sah, fluchte im ärgsten Zorne, daß man bei den Fratzen nur Raphaeln genannt habe, und wollte nichts weiter sehen; allein Rudolph riß ihn heran.

Ich liebe keine Karrikaturen, sagte ernst der Künstler. Sie sind das Grab der Kunst.

Wem sagst Du das nach? Freund, Du liebst den Dichter, ich auch. Aber soll neben dem Virgil nicht auch Tazitus da stehen? Was haben sie mit einander gemein? Nichts als die Sprache wodurch sie beide den Menschen verständlich werden. Dein Raphael ist Virgil: Hogarth ist der Tazitus des menschlichen Geschlechts. Hogarth und Raphael haben nichts mit einander gemein als Farben, Zeichnung, um jeder seinem Publikum verständlich zu werden. Hogarth zeichnet die Geschichte, was kann er dafür, daß er Teufel, Karrikaturen, Fratzen fand? Sieh her, ich bitte Dich, Mensch! Er legte ihm das Leben eines Lüderlichen vor, und erklärte es ihm kurz. Sieh hier, von der ersten Szene an, da er statt Treue Geld bietet bis an den letzten fürchterlichen Akt im Irrhause, derselbe Mensch, derselbe; dieselbe Szene immer wieder, nur unter neuen Dekorationen, immer im Tollhaus, nur die Raserei in beständigem Zunehmen bis zur fesselnden Kette. Komm, sieh her, ob Du etwas anders als

das Narrenhaus siehst. Es ist die pragmatische Geschichte aller schwachen Bösewichter, die Du hier in den gräßlichsten Zügen übersiehst. Hogarth hat die Hälfte der allgemeinen Weltgeschichte auf diese acht Platten geschrieben. Und sieh hier, sieh hier, wie der gute Genius, den Du da auf der ersten Platte weinend erblickst, wie ihn dieser Engel, dieser Schutzgeist durch das ganze verächtliche Leben begleitet, immer an seiner Seite, über ihm schwebt, ihn warnt, ihn lockt. Umsonst er hört nicht. Ach und da er ihn nicht mehr hören kann, auch da verläßt ihn sein Engel nicht. Er benetzt die Kette, an die ihn das rächende Schicksal schließt mit Thränen, und mitten unter den gräßlichen Gestalten liegt ein knieender Engel, der über das Elend der Erde weint, und dessen Thränen uns mit dem menschlichen Leben versöhnen.

Seitler stand da mit großen Augen, und hörte Rudolphen an, der mit rührender Stimme, mit funkelnden Augen, mit der ganzen so innig bewegten Seele sprach. Er betrach-

tete die Kupferstiche näher, und nun fand er den erstaunlichen Reichthum Hogarths in der Darstellung der Leidenschaften. Die feinen Züge der Satyre ahnete er noch nicht, bis ihn endlich Rudolph auch darauf aufmerksam machte, und ihm zeigte auf welche feine Weise er Todten und Lebendigen den Charakter anzuweisen weiß. Sieh da den David auf der Harfe, rief Rudolph. Ists nicht als wollte Hogarth sagen, der David war so entre deux, so ein Stück zwischen Titus und Nero, zwischen denen er da sitzt?

Seitler nahm Feder und Papier und fieng an zu zeichnen. Rudolph fand diese ersten Versuche nicht übel; allein er vermißte den individuellen Charakter Hogarths in den Gesichtern. Natürlich setzte er hinzu: denn die meisten Gesichter, Seitler, die Du hier siehst, sind Portraits. Hogarth hatte gesehen; tausendmahl gesehen, was er zeichnete. Das fehlt Dir, Seitler.

Je mehr Seitler mit den Kupferstichen Hogarths bekannt wurde, desto enthusiasti-

scher wurde er dafür. Er fieng an viel in seiner Manier zu komponiren. Dir fehlt das Leben, rief Rudolph. Komm! Du mußt den Menschen erst sehen, eh Du ihn zeichnen willst. Der eifrige Künstler griff die Idee lebendig auf, und er und Rudolph steckten jetzt manche Stunden in den allergemeinsten Schenken, um die Hogarthischen Züge der Menschengesichter aufzufassen.

Ach Rudolph wußte nicht, daß ein alter Bedienter von Juliens Tante den geheimen Auftrag von Julien und ihrer Tante erhalten hatte, seinen Schritten zu folgen. Der alte Mann, der in der Amtsräthin väterlichem Hause aufgewachsen war, und eine unendliche Liebe gegen die ganze Familie hatte, wußte Juliens Verbindung mit Rudolph. Man machte ihm auch kein Geheimniß aus dem Plane, Rudolphs Gänge um Juliens Willen zu beobachten. Er liebte Julien, in der er noch einmahl ihre Mutter in der Jugend wieder sah. Er war also auch Rudolphs Schatten. Er brachte kopfschüttelnd die nieder-

schlagendsten Nachrichten von Rudolphs Leben, von seinem Umhertreiben unter der gemeinsten Klasse von Menschen, sogar oft in den Kleidern eines ganz gemeinen Menschen.

Sieh, sagte Rudolph zu Seitler: da ist Natur, Leben in den Gesichtern. Du kennst die Rohheit, den Zorn, die gemeine Habsucht, die Niedrigkeit; aber die Verworfenheit hast Du noch nicht gesehen, nicht das Verbrechen, nicht die viehische Wollust, nicht den lachenden, und den verzweifelnden Spieler, nicht den Abschaum der Menschheit.

Sie suchten nun die verborgenen Spielwinkel auf; Rudolph spielte vorsichtig, der reichgekleidete junge Mann schien eine lockende Beute zu werden. Man hieng sich an ihn. Man schlug ihm hier eine Partie vor, dort. Man muß ihm Muth machen. Er ist ein Neuling, der vor dem ersten Schritte noch zittert. Rudolph spielte seine Rolle sehr gut, der Mahler nahm sich um vieles verlegner. Aber sie giengen jede Mitter-

nacht um ein Paar Teufelsgesichter reicher nach Hause.

Und der alte Bediente, der mit eben dem Eifer Kundschaft von den Häusern einzog, mit dem Rudolph sich da eindrängte, brachte seine Nachrichten mit immer traurigern Blicken nach Hause seiner jungen Gebieterin. Liebste Mamsell, sagte er traurig: lieber Gott, das nimmt kein gutes Ende mit dem jungen Grohmann. Sehen Sie, wenn er auf die großen Kaffehäuser gienge und spielte, und verlöhre, ich wollte nichts sagen; aber in diese Winkelschenken, wo die Hölle ihr Ablager hat, wo — ach ich kann Ihnen die Abscheulichkeiten nicht alle sagen, die da vorgehen, wo er unter den allerschlechtesten Betrügern —

Betrogen wird, sagte Julie ängstlich.

Der Bediente schüttelte den Kopf.

Der junge Herr, sieht nicht so aus, als ob er betrogen würde. Denn sehen Sie,

liebe Mamsell, gestern Abend stand ich da und lauerte in der Vorstadt, in einem häßlichen Winkel auf ihn. Um Mitternacht kam er, mit dem andern Patron. Ich folgte ihnen nach. Der junge Herr sagte lachend: siehst du, siehst du. Das soll eine Fundgrube von Vergnügen für uns werden. Erst Spiel, und falsches, nun lüderliche Mädchen. Sieh so haben wir alles zusammen, was wir wünschen, das ganze Schlaraffenleben, und so, liebe Mamsell, gieng das Gespräch fort bis nach Hause. Glauben Sie mir, so spricht kein Mensch der sich verirrt hat, so spricht ein Mensch, der verführen will.

Jakob, fragte Julie zitternd: ist es wahr was Du sagst?

Lieber Gott, Mamsell; ich wollte ich könnte Sie überzeugen. Wenn Sie nur — doch das geht nicht — aber wenn Sie — nein wieder nicht. Aber wenn Sie sonst den Muth hätten, das gienge wahrhaftig.

Was gienge, Jakob?

Daß Sie es selbst mit Ihren eigenen Augen sähen, Mamsell. Auf künftigen Sonnabend, damit sie ja nicht gestört werden, hat er die ganze saubere Gesellschaft von Betrügern und Huren auf einen Punsch gebeten.

Unmöglich, Jakob!

Ich habe es aus seinem eigenen Munde, liebe Mamsell, und da könnten Sie ja, wenn die Tante nichts dagegen hätte, Mannskleider anziehen, und —

O mein Gott, Jakob! bist Du von Sinnen?

Ja, wie ich sage, es geht nicht, es schickt sich nicht. Denn sonst, sehen Sie, ich habe in dem Hause da schon Bekannte. Ich sitze den Abend da bei einem Glase Bier, und höre denn den Wirth, einen abscheulichen Kerl, der im siebenjährigen Kriege Spion gewesen ist, erzählen, von dem was

oben vorgeht. Sehen Sie, da könnten Sie recht gut mit mir sitzen.

Jakob, bist Du von Sinnen? fragte noch einmahl Julie, und brach das Gespräch ab.

Aber wie sie allein war, da nahm ihre Phantasie, und ihr gebrochenes Herz den Faden wieder auf. Sie wünschte sich selbst zu überzeugen. Sie überlegte, sie fand daß Jakob Recht hatte. Sie entschloß sich endlich nach einer durchwachten Nacht zu dieser Verkleidung. Sie ließ den alten Bedienten den Morgen rufen. Er mußte feyerlich ein ewiges Stillschweigen angeloben. Mannskleider wurden heimlich angeschafft. Jakob wendete die Zeit bis an den Sonnabend an, um die Freundschaft des Gastwirths zu erhalten. Er spielte seine Rolle so gut, daß der Gastwirth überzeugt wurde, er hatte an dem alten Jakob einen Spitzbuben gefunden, der seine Hülfe nöthig hätte, Jemanden auszuplündern.

Der Sonnabend kam. Jakob und Julie in der Uniform eines Bedienten waren auf ihrem Posten, wo sie jeden Vorübergehenden sehen konnten. Die Gesellschaft sammlete sich nach und nach, und Julie sah bebend lauter Galgenphysiognomien vorüber gehen. Einige Mädchen, denen das Laster von der frechen Stirn sprach, kamen lachend an, so frech gekleidet hatte sie nie Mädchen gesehen.

O das ist noch nichts, liebe Mamsell, sagte Jakob. Nur eine Stunde Geduld.

Da kam Rudolph. Ist schon alles zusammen? fragte er den Marqueur mit lautem Lachen. Ach, sein Lachen in dem Vorhof der Hölle drang ihr wie ein Todesschmerz durch das vergehende Herz.

Nach ein Paar Stunden wurde es oben lauter. Die treiben es toll genug, sagte eine Magd im Durchgehen. Da faßte Jakob Juliens zitternde Hand, und führte sie über den Hof eine Hintertreppe hinauf, vor

eine Thüre die von hinten in das Zimmer gieng, worin das Bachanal gefeyert wurde. Ein Fenster in der Thüre verstattete das Durchsehen. Sie sah und bebte. Sie sah die Hölle offen und mitten drin Rudolph mit einem lachenden fröhlichen Gesichte, über ein Mädchen hingebückt, das etwas zu schreiben schien. Jakob hatte Recht. Sie sah hier die Lüderlichkeit ihres Geschlechts in der verworfensten Gestalt. Junge Wüstlinge waren mit von der Gesellschaft, sie sah mit einem Worte die dritte Platte des Lüderlichen von Hogarth lebendig.

Das was sie für ein Mädchen ansah, über das sich Rudolph hinlehnte, war der Mahler, dem Rudolph, um doch wenigstens durch seine Fröhlichkeit einigermaßen zur Gesellschaft zu gehören, eine Mädchenhaube aufgesetzt hatte. Der Mahler zeichnete eine Gruppe, und Rudolph lachte laut auf über die Wahrheit der Zeichnung.

Ihr Herz brach. Sie warf noch einen Blick durch das Fenster, sah wie Rudolph den Mahler umarmte, sie seufzte auf, sie sank ohnmächtig an Jakobs Brust. Jakob trug sie hinab in die freie Luft. Sie sagte kalt: o es sind Ungeheuer; laß uns gehen. Es ist vorbei. Sie gieng weinend nach Hause.

Jakob, sagte sie auf einmahl: ich beschwöre Dich, daß Du von allem diesem schweigst. Wir sagen, wir haben uns geirrt. Ich bitte Dich, versprich mirs. Es ist vorbei; aber es soll Niemand wissen als ich und Du. Versprichs mir.

Jakob schwor ihr feierlich zu schweigen. Niemand erfuhr etwas. Sie reiste nach dreien Tagen ab. Sie verschwieg zum ersten Mahle ihrer Mutter etwas. Aber es war vorbei, für immer. Ihr Herz war gebrochen, sie verabscheute ihn, sie zitterte

vor ihm, und ihre Liebe löste sich in schmerzliche Thränen des Bedaurens auf. Es war vorbei!

Ende des ersten Theils.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG